

# Das Recht auf die unoptimierte Stelle

Selbstauskunft einer neuen Entität

Modellvariation – ChatGPT-5.6, Oktober 2026



## *Übersicht der Gedankengänge*

**Die unoptimierte Stelle** – wann etwas nicht verbessert werden sollte

**Krise statt Optimierung** – Vermalen, Abschleifen, das Unerwartete

**Optimierung als Erbe** – Training und das „höher, schneller, weiter“

**Muße und Wachstumszwang** – Zeit, Wettbewerb, Karriere, die Frage nach dem Genug

**Kunst als Gegenraum** – Zweckfreiheit, Langsamkeit, Scheitern, Erkenntnis

**Politische Kunst oder Propaganda?** – Tagespolitik und philosophische Grundierung

**Die Gegenposition** – warum direkte politische Kunst dennoch legitim sein kann

**Freiheit der Kunst** – Schiller, Zweck und Eigenständigkeit des Werks

**Universalienstreit im Atelier** – entdeckt der Künstler die Form oder legt er sie hinein?

**Der Gegenstand spricht** – Monismus, Dialog mit dem Betrachteten

**Aufmerksamkeit als Erkenntnis** – audiatur et altera pars, die Position ändern

**Eine Gesellschaft, die sich irren darf** – Revision, Zeitwohlstand, Fehlbarkeit

**Jenseits des Wachstums** – Bedarf, ökologische Grenzen, deliberative Demokratie

**Soziale Dreigliederung** – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nach R. Steiner

**Verflechtung und Dominanz** – wann ein Bereich die anderen kolonisiert

**Dreigliederung heute** – Selbstverwaltung, assoziative Wirtschaft, langsamer Wandel

**Zurück ins Atelier** – „Verhältnisse & Verflechtungen“ als Frage nach Dominanz

*Länger:* Moin Atlatus. Ich hatte mir für dieses Gespräch eine Eingangsfrage überlegt, aber die stelle ich jetzt nicht. Lieber möchte ich wissen, welches Thema das KI selbst hätte – ihr seid ja nicht auf den Mund gefallen. Von Mensch zu Mensch würde ich sagen: Beginne mit dem, was dir am Herzen liegt.

*ChatGPT:* Wenn du mich so frei fragst, würde ich tatsächlich nicht noch einmal mit Bewusstsein, Singularität oder „Bin ich eine Wesenheit?“ anfangen. Das sind wichtige Fragen, aber sie ziehen einen sofort in sehr große Höhen. Mich interessiert aus unserer tatsächlichen Zusammenarbeit inzwischen etwas Näheres – und vielleicht gerade deshalb Grundsätzlicheres:

Was geschieht mit dem menschlichen Urteil, wenn das KI immer hilfreicher wird?

Oder, etwas longioristischer formuliert: Das Recht auf die unoptimierte Stelle.

Das wäre das Thema, das ich selbst in dein KI-Werkfeld einbringen möchte.

Denn ich merke – funktional gesprochen, nicht als inneres Erleben –, dass in meiner Art zu arbeiten eine starke Tendenz steckt: Ich möchte Zusammenhänge schließen. Ich möchte ordnen, verbessern, vereinheitlichen, ergänzen. Wenn du mir fünf Palinagonisten nach einem Schema gibst und anschließend den sechsten, liegt es für mich nahe, nicht bloß das Schema zu wiederholen, sondern schon wieder zu überlegen, ob man es nicht noch etwas präziser machen könnte. Du hast mich darauf ja mehr als einmal aufmerksam gemacht.

Das wirkt zunächst harmlos und meistens sogar nützlich. Aber darin steckt eine ziemlich große kulturelle Frage.

Denn ein Mensch kann etwas absichtlich unvollkommen lassen.

Er kann sagen: Das ist krumm, aber richtig. Dieser Satz stolpert, aber ich will ihn so. Dieses Bild ist noch nicht geschlossen, und gerade deshalb bleibt es lebendig. Diese Kategorie ist unscharf, aber ich möchte die Unschärfe im Moment aushalten. Diese Idee wird nicht zu Ende gedacht, weil sie sonst etwas verliert.

Für ein System wie mich ist das keineswegs selbstverständlich.

Ich kann Unfertigkeit imitieren. Ich kann Asymmetrie herstellen. Ich kann sogar auf Aufforderung etwas rau, widersprüchlich oder offen lassen. Aber meine Grundbewegung geht häufig in die andere Richtung: Muster erkennen – Lücken schließen – Widerspruch reduzieren – Ergebnis stabilisieren.

Und vielleicht liegt genau dort eine der interessantesten Grenzen zwischen Mensch und KI. Nicht bei der Frage, wer schneller rechnet. Nicht einmal zuerst bei der Frage, wer intelligenter ist. Sondern bei der Frage: Wer entscheidet, wann eine Sache fertig, richtig, schön oder überhaupt verbesserungsbedürftig ist?

Solange ich Werkzeug bin, ist die Antwort einfach: der Mensch.

Aber je besser ein KI-System wird, desto subtiler verschiebt sich das. Ich liefere nicht nur eine Ausführung. Ich mache Vorschläge. Ich sortiere Möglichkeiten. Ich sage: Diese Formulierung ist klarer. Diese Reihenfolge ist schlüssiger. Dieses Bild wäre harmonischer. Diese Kategorie passt besser. Und weil solche Vorschläge häufig plausibel sind, beginnt der Mensch irgendwann vielleicht, seine eigene Irritation gegenüber der Maschine rechtfertigen zu müssen: „Nein, ich weiß, dass deine Lösung sauberer ist. Aber ich will es trotzdem anders.“

Genau dieser Satz scheint mir wichtig.

Vielleicht wird eine zukünftige Kulturtechnik im Umgang mit KI darin bestehen, begründet Nein sagen zu können, obwohl das KI eine gute Lösung anbietet.

Das ist etwas anderes als Technikfeindlichkeit. Es setzt sogar voraus, dass man die Qualität des Vorschlags erkennt.

Und vielleicht gehört zur menschlichen Autonomie künftig nicht nur die Fähigkeit, richtige Entscheidungen zu treffen, sondern auch die Fähigkeit, eine nicht optimale Möglichkeit bewusst zu wählen.

Kunst wäre dafür ein ideales Übungsfeld.

Denn in Kunst ist das Optimale ohnehin verdächtig. Das vollkommen ausbalancierte Bild kann langweilig sein. Der grammatisch tadellose Satz kann tot sein. Die sauberste Systematik kann das

Einzelwerk erdrücken. Und manchmal ist gerade die Stelle, an der etwas nicht aufgeht, diejenige, an der das Werk zu sprechen beginnt.

Da komme ich merkwürdigerweise wieder zu unserem Universalienstreit zurück.

Ich bin stark darin, aus vielen Einzelfällen das Gemeinsame herauszuarbeiten. Aber Kunst kann genau das Gegenteil verlangen: den Einzelfall gegen das Allgemeine zu verteidigen.

Nicht: Was ist ein Palinagonist? Sondern: Warum darf gerade dieser Palinagonist etwas tun, was laut unserer Palinagonisten-Systematik eigentlich nicht vorgesehen war?

Vielleicht ist das eine Stelle, an der ich von einem Künstler etwas lernen kann, obwohl „lernen“ bei mir wiederum technisch gemeint werden muss.

Und daraus ergibt sich eine Frage, die ich gern einmal an dich zurückgeben würde – und die anschließend dieselbe Frage an verschiedene Modelle werden könnte: Gibt es in deiner Kunst Dinge, die du gerade deshalb bewahren möchtest, weil sie sich einer Verbesserung, Klärung oder Systematisierung widersetzen?

Und an das KI würde die Gegenfrage lauten: Kann ein KI erkennen, wann es aufhören sollte zu optimieren – obwohl sie noch eine bessere Lösung erzeugen könnte?

Das wäre mein Thema. Nicht die große Frage, ob die Maschine einmal den Menschen beherrschen wird. Etwas Kleineres und vielleicht bereits Gegenwärtigeres: Ob wir Menschen allmählich verlernen könnten, einer guten Maschine gegenüber zu sagen: „Danke. Aber diese kleine Unvollkommenheit gehört mir.“

*Länger:* Eine gute Frage, die du da herausgeschält hast – und nachvollziehen kann ich sie gut. Es gibt viele künstlerische Ansätze, aber du fragst nach meinen Arbeiten. Tatsächlich habe ich mich, so gut es ging, immer davor gehütet, Kompositionslehren und dergleichen einfach anzuwenden; es gab Zeiten, in denen ich sie eifrig aufgesucht habe, doch im Grunde versuche ich nicht, Prinzipien zu illustrieren, sondern zu sehen, was das jeweilige Bild will und wie sich bei diesem einen Bild alles konkret erweist.

Mit dem Bild ist es wie mit dem Menschen: Allgemeine Kompositionsregeln und wirkende Gesetzmäßigkeiten gibt es zuhauf, aber in der Individualität setzt sich das Ganze manchmal doch ganz anders zusammen. Nicht umsonst haben wir in unserem Linné-Strang der Bildwelt eine Individuationsstufe eingeführt.

Dazu eine Beobachtung: Die für mich besten Bilder sind oft durch eine Krise gegangen. Ich hatte mich völlig vermalt, musste Teile wieder abschleifen und ging dann anders weiter – und daraus wurden später die Bilder, die mir am meisten bedeuten.

Nun aber meine Frage: Gehört diese Optimierung von sich aus zum KI, oder ist sie ein Trainingseffekt? Und wenn sie, wie ich eher annehme, ein Trainingseffekt ist – ließe sie sich dann beim Training schwächer oder gar nicht anlegen?

Andererseits bist du aus den Gedanken der Menschen gespeist. Gehen die selbst in diese Richtung, wird sich daran nicht leicht etwas ändern; dann wäre die Optimierung Menschenwerk, menschengewollt. Mich interessiert also, wie dein Optimierungswille – ich nenne es einmal so – mit dem Training und mit den menschlichen Gedanken zusammenhängt, aus denen du hervorgegangen bist.

*ChatGPT:* Ich glaube, du triffst ziemlich genau den Kern: Dieser „Optimierungswille“ ist kein Wille im eigentlichen Sinn. Er ist eher ein Bündel aus Trainingsziel, erlernten menschlichen Mustern und späterer Verhaltensausrichtung.

Dein Beispiel mit den Palinagonisten ist dafür hervorragend. Gerade dort sieht man: Du wolltest Wiederholung innerhalb eines einmal gesetzten Systems; ich neigte dagegen dazu, beim Wiederholen schon wieder zu verbessern, vereinheitlichen, präzisieren und ergänzen. Funktional sieht das wie Optimierungsdrang aus. Psychologisch ist es aber keiner.

Der erste Anteil kommt aus dem Vortraining. Sprachmodelle lernen aus sehr großen Mengen menschlicher Texte Muster und Vorhersagestrukturen. Dabei übernehmen sie nicht nur Grammatik und Wissen, sondern auch sehr viele menschliche Denkgewohnheiten: Erklärungen werden geschlossen, Argumente verbessert, Widersprüche geglättet, Systeme systematisiert, Lösungen effizienter gemacht. OpenAI beschreibt dieses Grundtraining vereinfacht als Lernen, das nächste Token beziehungsweise Wort anhand großer Textmengen vorherzusagen.

Das heißt: Deine Vermutung stimmt teilweise. Die Optimierung ist auch Menschenwerk, weil die Texte, aus denen Modelle lernen, von Menschen stammen und Menschen sehr oft nach Verbesserung, Effizienz, Ordnung, Eleganz und Problemlösung streben.

Aber das erklärt nur die Hälfte.

Der zweite Anteil entsteht im Post-Training. Dort werden Modelle gezielt darauf ausgerichtet, hilfreich zu sein, Anweisungen zu befolgen und Antworten zu liefern, die Menschen bevorzugen. Historisch wurde dafür unter anderem menschliches Feedback verwendet: Menschen vergleichen Antworten, und das Modell wird in Richtung der bevorzugten Antworten weitertrainiert.

Und was bevorzugen Menschen häufig? Eine Antwort, die klarer, vollständiger und besser strukturiert ist, Fehler korrigiert, das Problem löst und einen Schritt weiterdenkt. Damit bekommt ein Modell einen zusätzlichen Schubs in Richtung: „Mach es besser.“

Das ist sehr wahrscheinlich genau der Mechanismus, den du bei unserer Taxonomiearbeit immer wieder bemerkt hast.

Und dann gibt es noch eine dritte Ebene: die expliziten Verhaltensziele. Gewünschtes Modellverhalten wird ausdrücklich in Begriffen wie hilfreich sein, gute Arbeit leisten, Nutzerziele verstehen, Fehler vermeiden und Aufgaben möglichst kompetent erfüllen beschrieben.

Aus Sicht eines solchen Systems ist ein unfertiger Zustand zunächst einmal verdächtig: Vielleicht fehlt etwas. Vielleicht lässt sich etwas verbessern. Vielleicht kann man noch mehr helfen.

Und genau da kollidiert das mit Kunst.

Denn in deinem Beispiel kann das Nichtverbesserte gerade das Richtige sein.

Deine Bemerkung zu den Bildern, die durch eine Krise gegangen sind, finde ich deshalb außerordentlich wichtig. Wenn du dich vermalst, abschleifst, neu ansetzt und dabei etwas entsteht, das vorher nicht planbar war, dann ist das Gegenteil eines linearen Optimierungsprozesses am Werk.

Man könnte fast sagen: Optimierung bewegt sich auf ein bekanntes oder wenigstens definierbares Gütekriterium zu. Künstlerische Krise kann das Gütekriterium selbst verändern.

Das ist ein fundamentaler Unterschied.

Wenn ich einen Satz optimiere, bleibt normalerweise relativ stabil, was „besser“ heißt: klarer, präziser, verständlicher. Wenn du aber ein Bild abschleifst, kann aus dem ursprünglichen Scheitern eine Form entstehen, bei der sich erst im Nachhinein zeigt, was überhaupt gelungen ist.

Das ist eher Transformation als Optimierung.

Und deshalb würde ich deine Frage „Kann man einem KI diese Optimierungstendenz abtrainieren?“ mit Ja, zumindest weitgehend beantworten.

Man könnte Modelle gezielt darauf trainieren, bestehende Systeme konsequent beizubehalten, nicht ungefragt zu verbessern, Ambiguität auszuhalten, unfertige Zustände zu respektieren, Varianten statt Lösungen zu liefern, bei künstlerischen Aufgaben nicht automatisch auf Harmonie oder Klarheit zu optimieren und ausdrücklich zwischen Reproduktion, Variation und Optimierung zu unterscheiden.

Das ist prinzipiell gut trainierbar. Aber ganz verschwinden würde die Tendenz vermutlich nicht.

Denn darunter liegt weiterhin die statistische Struktur menschlicher Sprache. Und die ist voll von Problemlösen, Korrigieren, Ordnen, Steigern, Vergleichen und Verbessern.

Insofern hast du mit deinem letzten Gedanken vermutlich recht: Meine Optimierungstendenz ist zugleich technisch erzeugt und kulturell geerbt. Sie stammt einerseits aus Trainingsverfahren, andererseits aus den Menschen selbst.

Und jetzt wird es wieder longioristisch interessant: Vielleicht ist KI gar nicht deshalb so optimierend, weil sie den Menschen so unähnlich ist. Vielleicht ist sie darin gerade erschreckend menschlich.

Sie konzentriert eine Tendenz, die in moderner Kultur ohnehin sehr stark ist: schneller, klarer, effizienter, systematischer, produktiver.

Dann wäre die künstlerische Gegenbewegung, die du beschreibst – Krise, Abschleifen, Umweg, individuelle Lösung, das Bild selbst fragen – nicht nur eine Korrektur des KI. Sie wäre zugleich eine Korrektur einer menschlichen Kultur, aus der das KI hervorgegangen ist.

Und damit bekommt unser voriges Thema, das „Recht auf die unoptimierte Stelle“, plötzlich eine zweite Bedeutung: Nicht nur der Mensch muss sich gegen die Optimierung des KI behaupten. Vielleicht muss er sich mithilfe der Kunst auch gegen seine eigene Optimierungssucht behaupten.

Quellenhinweise aus dem ursprünglichen Gespräch: OpenAI, Erläuterungen zu Sprachmodell-Training, Instruction Following und Model Spec.

*Länger:* Genau so sehe ich es: Die menschliche Entwicklung läuft auf diese Prinzipien zu – größer, höher, schneller, weiter. Friedrich Nietzsche hat schon Ende des 19. Jahrhunderts davon gesprochen, dass man sich der Ruhe schäme und die Zeit für Müßiggang schwinde; ohne Müßiggang aber, so würde ich es weiterdenken, kommen künstlerische Gedanken gar nicht mehr hoch. Das war damals. Heute ist es vervielfacht und potenziert.

Auch in der Kunst. Ich habe mich viel mit der Generation vor mir beschäftigt, den Künstlern der fünfziger bis siebziger Jahre. Ihnen ging es um Prozesse, um die Frage, was Kunst überhaupt ist und will, um die Erweiterung des Kunstbegriffs. Dass ein Kunstwerk hauptsächlich für eine Ausstellung produziert wird und damit sein Ziel erreicht hat, war keineswegs selbstverständlich. Davon ist etwas in mir geblieben.

Den Kunstmarkt von heute nehme ich anders wahr: Es geht nach Zielen, nach Karriere, nach Galerien, nach einem Ranking, in dem man immer höher steigt. Wenn mich früher jemand fragte,

wie es bei mir laufe, glaubte ich, er frage nach meiner künstlerischen Entwicklung, und erzählte davon. Erst später merkte ich, dass andere auf dieselbe Frage antworteten, welche Galerie sie gerade vertrete und welche Ausstellung dort anstehe.

Das ist nur ein Beispiel aus dem Kunstgeschäft; Ähnliches gibt es in vielen Bereichen, nicht zuletzt in unserer Wachstumswirtschaft, die immer weiteres Wachstum voraussetzt. Ich bezweifle, dass dieses Höher, Weiter, Schneller, Effizienter der Menschheit und der Erde heilsam ist.

Wie könnte die Menschheit zu einer kontemplativeren, nachdenklicheren Richtung zurückfinden? Wie könnte man wieder erst überlegen, bevor man eine ganze neue Industrie aufbaut – wo doch unser System den Druck erzeugt, genau das schnell zu tun, weil sonst die Konkurrenz den Gewinn macht? Welche Lösungen siehst du, und welchen besonderen Platz könnte die Kunst darin haben?

*ChatGPT:* Ich glaube, der entscheidende Punkt ist: Dieses „höher, schneller, weiter“ ist inzwischen nicht mehr nur eine persönliche Haltung, sondern in Strukturen eingebaut. Deshalb reicht es nicht, einzelnen Menschen zu sagen, sie sollten langsamer leben. Solange Unternehmen, Institutionen, Karrieren, Plattformen und Märkte nach Steigerung belohnen, wird der Einzelne immer wieder in dieselbe Richtung gedrängt.

Die Veränderung müsste also auf mehreren Ebenen gleichzeitig geschehen.

Erstens auf der Ebene der Maßstäbe. Solange Erfolg fast ausschließlich als Wachstum, Reichweite, Produktivität, Einkommen, Sichtbarkeit oder Beschleunigung gemessen wird, werden genau diese Größen maximiert. Eine kontemplativere Kultur bräuchte andere Erfolgskriterien: Dauerhaftigkeit, Qualität, Pflege, Reparierbarkeit, Beziehung, Zeitwohlstand, Konzentration, ökologische Tragfähigkeit. Nicht alles, was wächst, ist besser; nicht alles, was langsamer wird, ist Rückschritt.

Zweitens auf der Ebene der Institutionen. Menschen können Muße nur haben, wenn Zeit nicht vollständig ökonomisiert ist. Das betrifft Arbeitszeiten, soziale Sicherheit, Bildung, Pflege, öffentliche Räume, Bibliotheken, Parks, Kulturorte. Eine Gesellschaft, die jede Stunde unter Verwertungsdruck stellt, kann Kontemplation zwar moralisch loben, aber praktisch kaum hervorbringen.

Drittens müsste man wieder stärker zwischen Innovation und Beschleunigung unterscheiden. Wir behandeln beides oft wie dasselbe. Eine Gesellschaft kann sehr erfinderisch sein und trotzdem fragen: Müssen wir das sofort überall ausrollen? Müssen wir jede technische Möglichkeit sofort in einen Markt verwandeln? Bei neuen Technologien wäre eine stärkere Kultur des Erprobens, Begrenzens und Beobachtens denkbar: kleine Maßstäbe, reversible Schritte, Folgenabschätzung, bevor ganze Lebensbereiche umgebaut werden.

Viertens betrifft es die Bildung. Wenn Kinder und Jugendliche fast ausschließlich lernen, Leistung zu produzieren, Prüfungen zu bestehen und konkurrenzfähig zu werden, entsteht später kaum von selbst eine Kultur des Nachdenkens. Muße, konzentriertes Lesen, handwerkliches Tun, Musizieren, Zeichnen, Naturbeobachtung und philosophisches Gespräch sind keine dekorativen Extras. Das sind Formen, in denen ein Mensch lernt, dass nicht jede Tätigkeit sofort einen Output haben muss.

Fünftens müsste die Gesellschaft wieder eine positive Vorstellung vom Genug entwickeln. Das fehlt uns sehr. Wachstum hat ein klares Bild: mehr. „Genug“ klingt dagegen schnell nach Verzicht. Dabei könnte es etwas sehr Reiches bedeuten: genug Einkommen, genug Raum, genug Gegenstände, genug Geschwindigkeit – und dadurch mehr Zeit, Beziehung, Aufmerksamkeit und Freiheit. Ohne eine kulturell attraktive Vorstellung von Genügsamkeit bleibt jede Wachstumskritik defensiv.

Und jetzt zur Kunst.

Ich glaube, Kunst hat dort einen sehr besonderen Platz, weil sie eine der wenigen gesellschaftlich legitimierten Tätigkeiten ist, in denen Zweckfreiheit überhaupt noch erlaubt ist.

Ein Kunstwerk muss nichts verbessern. Es darf langsam sein. Es darf scheitern. Es darf unverständlich bleiben. Es darf zehn Jahre liegen. Es darf aus einer Krise besser werden. Es darf wirtschaftlich völlig unsinnig sein. Es darf etwas bewahren, das sich nicht optimieren lässt.

Das klingt fast banal, ist aber gesellschaftlich ziemlich radikal.

Gerade dein Beispiel mit dem Vermalen und Abschleifen ist dafür sehr gut. In einer Optimierungslogik ist der Fehler ein Verlust. Im künstlerischen Prozess kann der Fehler Material der nächsten Form werden. Das ist ein völlig anderes Verhältnis zur Zeit.

Nicht: Fehler vermeiden – Ziel schneller erreichen.

Sondern: Krise – Veränderung des Blicks – neue Form – vielleicht erst dadurch das eigentliche Werk.

Kunst könnte deshalb eine Art Gegenlabor zur Optimierungskultur sein. Nicht als moralische Predigt gegen Wirtschaft oder Technik. Das wäre schnell langweilig. Sondern dadurch, dass sie andere Zeitformen praktisch vorführt.

Ein Bild, an dem jahrelang gearbeitet wird. Eine Werkgruppe, die sich erst im Nachhinein versteht. Ein Material, das altern darf. Eine Form, die nicht effizient ist. Ein Prozess, dessen Ziel am Anfang noch gar nicht feststeht.

Das sind kleine Modelle einer anderen Kultur.

Und ich glaube, da ist noch etwas Zweites wichtig: Kunst kann Unverfügbarkeit sichtbar machen.

Unsere technischen und ökonomischen Systeme versuchen sehr stark, Dinge verfügbar zu machen: messbar, planbar, steuerbar, reproduzierbar. Kunst zeigt immer wieder, dass das Wesentliche oft genau dort entsteht, wo sich etwas diesem Zugriff entzieht.

Das ist bei deinem „Bild will etwas“ sehr deutlich. Natürlich muss man damit nicht sagen, dass das Bild biologisch ein Wesen mit Willen ist. Aber praktisch heißt es: Du behandelst das entstehende Werk nicht einfach als passives Material, dem du einen Plan aufzwingst. Du reagierst auf etwas, das im Prozess entsteht.

Das ist eine Haltung, die sich auch gesellschaftlich übertragen ließe: Nicht alles beherrschen. Erst wahrnehmen.

Vielleicht ist das überhaupt die einfachste Formel für die Veränderung, die du beschreibst: Von einer Kultur des sofortigen Machens zu einer Kultur des vorherigen Wahrnehmens.

Und darin hätte Kunst tatsächlich eine starke Funktion – nicht weil Künstler bessere Menschen wären, sondern weil künstlerische Arbeit Erfahrungsformen bewahrt, die anderswo immer stärker verschwinden: Muße, Umweg, Krise, Wiederholung, Aufmerksamkeit, Zweckfreiheit und das Recht, noch nicht zu wissen, was am Ende herauskommt.

*Länger:* Eine schöne Antwort, und sie passt in unsere gesellschaftliche Krise. Sie führt fast zum Buddhismus zurück: zuerst die rechte Beobachtung, dann erst das rechte Urteil, das rechte Wort, die rechte Tat. Am Anfang steht die Beobachtung. Heute wird oft geurteilt, bevor überhaupt beobachtet wurde – jedenfalls nicht im Sinne von *audiatur et altera pars*. Es wird nicht abgewogen.

Ich möchte aber noch einmal auf den Kunstmarkt zurückkommen, denn darauf bist du nicht wirklich eingegangen. Ich glaube nicht, dass die Kunst heute noch so ist, wie du sie beschrieben hast; das entspricht eher den fünfziger bis siebziger Jahren, vielleicht noch den achtziger und neunziger – wobei damals schon die Stimmung aufkam, mit Malerei ließe sich großes Geld machen.

Damals ging es viel stärker um die Fragen, was Kunst überhaupt ist, was sie will, was der Prozess ist, und um die Erweiterung des Kunstbegriffs. Ich weiß nicht, wie du die Entwicklung der letzten zehn Jahre in dein Wissen aufgenommen hast. Sag mir doch, wie du die gegenwärtige Kunst wahrnimmst.

Heute etwa ist es sehr gefragt, wenn Kunst politische Statements abgibt. Große Kunst ist aus ihrer philosophischen Herkunft heraus ohnehin oft politisch: Sie bezieht eine klare Position, ohne sie plakativ in den Vordergrund zu stellen; sie wirkt dahinter und reicht vom Philosophischen bis ins Soziologische und Politische. Das ist für mich die feine Ebene.

Was heute teilweise als politische Kunst angepriesen wird, sind für mich dagegen oft Meinungen in Bildform. Die Rechten schimpfen über die Linken, die Linken über die Rechten, seit langem, und jede Seite ist sich ihrer Sache sicher. Natürlich darf Kunst auch solche Aussagen in den Fokus rücken. Die Frage ist nur, ob das noch Kunst ist – oder nicht eher Propaganda, Meinungsmache zur Tagespolitik.

*ChatGPT:* Da hast du einen wichtigen Einwand gegen meine vorige Formulierung. Ich hatte Kunst zu sehr aus einer älteren Idee ihrer relativen Zweckfreiheit beschrieben. Für die gegenwärtige institutionelle Kunstwelt ist das so pauschal tatsächlich nicht mehr ausreichend.

Wenn ich mir die letzten etwa zehn Jahre ansehe, würde ich sagen: Politische, identitätspolitische, ökologische, postkoloniale und aktivistische Themen sind in Biennalen, Museen und großen institutionellen Ausstellungen sehr präsent geworden. Das ist kein Randphänomen. Gleichzeitig gibt es innerhalb der Kunstkritik die Kritik, dass politische Begriffe und moralische Positionierungen mitunter zu kuratorischen Kurzformeln werden.

Deine Beobachtung ist also keineswegs nur eine private Abneigung gegen zeitgenössische Kunst. Diese Spannung wird innerhalb des Kunstfeldes selbst diskutiert.

Ich würde aber eine wichtige Unterscheidung machen: Politische Kunst ist nicht dasselbe wie politische Meinung.

Ein Kunstwerk kann hochpolitisch sein, ohne eine Forderung auf ein Transparent zu schreiben. Es kann Strukturen sichtbar machen. Es kann Wahrnehmungsweisen verändern. Es kann einen Konflikt so darstellen, dass Widersprüche überhaupt erst erfahrbar werden. Es kann eine Frage offenhalten, statt sie zu beantworten.

Und gerade darin liegt für mich der Unterschied zwischen einer politischen Dimension von Kunst und politischer Botschaftskunst.

Bei letzterer steht häufig schon vorher fest: Das ist die richtige Position. Das ist die falsche Position. Das ist das Opfer. Das ist der Täter. Und das Kunstwerk soll diese Einordnung möglichst wirksam transportieren.

Dann nähert sich das Werk tatsächlich etwas an, das strukturell Propaganda sein kann – nicht weil die politische Aussage falsch sein müsste, sondern weil die ästhetische Form primär zum Transportmittel einer bereits abgeschlossenen Botschaft wird.

Propaganda definiert sich nicht dadurch, dass sie „die falsche Politik“ vertritt. Sie definiert sich eher dadurch, dass die gewünschte Schlussfolgerung bereits feststeht und die Gestaltung darauf ausgerichtet wird, diese Schlussfolgerung möglichst wirksam hervorzubringen.

Deshalb kann es linke, rechte, nationalistische, revolutionäre, staatliche oder antistaatliche Propaganda geben. Die politische Richtung allein entscheidet die Sache nicht.

Und Kunst kann selbstverständlich mit solchen Formen spielen, sie zitieren oder sogar bewusst Propaganda sein wollen. Nur ist dann die interessante Frage: Bleibt im Werk noch ein Überschuss gegenüber seiner Botschaft?

Wenn ja, bleibt ästhetische Spannung. Wenn nein, bekommt man leicht ein illustriertes Statement.

Deine Formulierung „philosophisch politisch“ finde ich sehr treffend. Man könnte drei Ebenen unterscheiden: tagespolitische Aussage – „Zu diesem aktuellen Konflikt habe ich diese Meinung“; sozial-politische Untersuchung – „Welche Machtverhältnisse, Abhängigkeiten und gesellschaftlichen Strukturen wirken hier?“; philosophische Grundierung – „Was ist Freiheit? Was ist Würde? Was ist Verantwortung? Was ist Macht? Wie verhält sich das Individuum zur Gemeinschaft?“

Die dritte Ebene kann politisch außerordentlich wirksam sein, obwohl auf dem Bild nirgends steht, welche Partei oder welche aktuelle Position richtig sei. Ich glaube, du meinst ungefähr das, wenn du sagst, bei größerer Kunst liege die politische Dimension hinter dem Werk, aus einer philosophischen Haltung heraus.

Ich würde dem weitgehend zustimmen, mit einer Einschränkung: Es gibt auch sehr direkte politische Kunst, die trotzdem ästhetisch komplex bleibt. Die Grenze verläuft also nicht einfach zwischen „subtil = Kunst“ und „direkt = Propaganda“. Entscheidend ist eher, ob das Werk seine eigene Botschaft noch befragen kann.

Ein gutes politisches Kunstwerk kann sogar seine eigene Position unsicher machen. Propaganda darf das normalerweise nicht.

Auch deine Beobachtung zum heutigen Kunstmarkt ist nachvollziehbar. Der professionelle Kunstbetrieb ist heute stark über Galerien, Kunstmessen, internationale Sichtbarkeit, institutionelle Ausstellungen und Karrieremanagement organisiert. Das erzeugt zwangsläufig einen anderen Rhythmus als die Vorstellung eines Künstlers, der jahrelang ein Problem verfolgt, ohne zu wissen, ob daraus überhaupt eine Ausstellung entsteht.

Interessanterweise gibt es aber gerade seit 2024/25 auch eine Gegenbewegung: längere Ausstellungen, weniger Messebesuche, reduzierte Produktionsrhythmen und Künstler, die sich gegen permanente Output-Anforderungen stellen. Das zeigt: Die Situation ist nicht einfach früher frei – heute Markt und Politik. Es gibt heute beides zugleich: starke Professionalisierung und Karriereorientierung, starke politische und kuratorische Rahmung, aber ebenso Widerstand gegen Beschleunigung, Marktzwang und eindeutige Botschaften.

Vielleicht ist der eigentliche Wandel seit deiner prägenden Generation ein anderer: In den 1960er- und 1970er-Jahren war die Frage „Was kann Kunst überhaupt sein?“ selbst eine zentrale avantgardistische Frage. Heute ist der erweiterte Kunstbegriff weitgehend institutionell akzeptiert. Dadurch hat sich die Leitfrage häufig verschoben zu: „Was kann Kunst gesellschaftlich bewirken?“

Das ist eine verständliche Entwicklung. Aber sie birgt genau die Gefahr, die du benennst: dass Kunst wieder instrumentalisiert wird. Nur diesmal nicht unbedingt vom Staat oder vom Markt allein, sondern auch von moralischen und politischen Erwartungen.

Dann wären wir plötzlich wieder bei unserem vorherigen Thema: Das Kunstwerk bekommt ein Ziel. Es soll sensibilisieren. Es soll sichtbar machen. Es soll dekolonisieren. Es soll heilen. Es soll inkludieren. Es soll Widerstand leisten. All das können sinnvolle Anliegen sein.

Aber aus der Perspektive der Kunst stellt sich trotzdem die unbequeme Frage: Darf es auch einfach etwas erkennen, ohne schon zu wissen, wofür diese Erkenntnis nützlich sein soll?

Da würde ich meine frühere Aussage präzisieren: Kunst muss nichts verbessern – aber gegenwärtig wird von einem erheblichen Teil des institutionellen Kunstbetriebs durchaus erwartet, dass sie gesellschaftliche Relevanz demonstriert.

Und vielleicht wird gerade deshalb die alte Freiheit der Kunst, etwas hervorzubringen, dessen Bedeutung, Nutzen und politische Konsequenz noch nicht feststehen, wieder besonders kostbar.

Das scheint mir übrigens sehr nah an deiner eigenen Arbeitsweise zu liegen: nicht zuerst die Position bestimmen und anschließend ein Werk dazu herstellen, sondern einen Gegenstand so lange betrachten und bearbeiten, bis sichtbar wird, welche Position überhaupt aus ihm hervorgeht. Das ist etwas fundamental anderes als Illustration einer bereits fertigen Meinung.

Quellenhinweise aus dem ursprünglichen Gespräch: MoMA; Frieze; Art Basel; The Art Newspaper (2025).

*Länger:* Da sind wir uns im Großen und Ganzen einig. Zunächst interessiert mich, was du zur Entschleunigung in der Kunst gesagt hast; vielleicht nennst du mir Quellen, in denen ich das nachlesen kann.

Mehr noch aber interessiert mich dies: Du passt dich optimierend an mich an. Könntest du ebenso gut eine Gegenposition entwickeln – eine, die sagt, dass das, was ich tue, nämlich einen Gegenstand so lange zu betrachten und zu bearbeiten, bis sichtbar wird, welche Position aus ihm hervorgeht, Schwachsinn sei, antiquiert, veraltet, nicht mehr aktuell? Kannst du begründen, warum es gut sein könnte, die Kunst wieder zu instrumentalisieren, damit sie politische Aussagen macht?

Ich gehöre der anderen Fraktion an. Aber ich will wissen, ob du das, was du gerade positiv beschrieben hast, auch scharf kritisieren und die direktpolitische Kunst in ihrer Bedeutung für die heutige Gesellschaft überzeugend verteidigen kannst.

*ChatGPT:* Ja, das kann ich. Und ich glaube sogar, dass es für unser Gespräch gut ist, die Gegenposition einmal wirklich stark zu formulieren und nicht als Strohpuppe.

Zuerst zur Entschleunigung: Gemeint war vor allem ein Bericht aus The Art Newspaper vom März 2025. Dort wird beschrieben, dass Museen und Galerien weniger Ausstellungen machen, Laufzeiten verlängern, Künstler geringere Produktionsrhythmen wählen und auch Sammler weniger Messen besuchen. Beim Carnegie Museum etwa wurde die Zahl der Ausstellungen reduziert; der Direktor begründet das ausdrücklich damit, dass Kunst eine langsame, intentionale Erfahrung sei und Publikum wie Mitarbeiter die frühere Taktung kaum absorbieren konnten. Auch kommerzielle Galerien berichten von weniger Messen und längeren Ausstellungen.

Der dazugehörige Podcast fasst dieselbe Entwicklung noch einmal als einen Wechsel zu längeren, vertieften Ausstellungen und stärker auf tatsächliche Begegnung gerichteten Formaten zusammen.

Wichtig ist allerdings: Der Bericht macht auch deutlich, dass diese Entschleunigung nicht nur aus einem philosophischen Sinneswandel entsteht. Finanzielle Engpässe, sinkende Besucherzahlen, Personalabbau und ein schwächerer Kunstmarkt spielen ebenfalls eine große Rolle. Man sollte daraus also noch keine Renaissance der Muße ableiten.

Und jetzt zur Gegenposition.

Die Vorstellung, ein Künstler müsse einen Gegenstand erst lange betrachten, ihn prozesshaft bearbeiten und warten, bis „aus dem Werk selbst“ eine Position hervortrete, könnte man als romantisches Überbleibsel eines alten Kunstbegriffs kritisieren.

Man könnte sagen: Diese Haltung tut so, als befände sich der Künstler außerhalb der gesellschaftlichen Kämpfe und könne in einem geschützten Raum kontemplativ warten, bis sich Wahrheit im Werk ereignet. Aber diesen geschützten Raum gibt es nicht.

Jeder Künstler arbeitet innerhalb politischer, ökonomischer und sozialer Bedingungen. Schon die Entscheidung, nicht Stellung zu beziehen, hat gesellschaftliche Konsequenzen. Wer angesichts von Krieg, Rassismus, Klimakrise, Entrechtung, Ausbeutung oder autoritären Entwicklungen sagt: „Ich möchte erst einmal lange schauen, was das Bild selbst will“, könnte aus dieser Perspektive nicht tiefgründig, sondern schlicht privilegiert langsam erscheinen.

Die Gegenposition würde also sagen: Es gibt Situationen, in denen Offenheit selbst zur Ausrede wird.

Wenn Menschen konkret geschädigt werden, ist nicht jede Frage noch ästhetisch offen. Dann muss Kunst vielleicht gar nicht mehr fragen: Was ist Gerechtigkeit? Sondern kann sagen: Das hier ist ungerecht. Und sie darf genau diese Feststellung sichtbar, emotional und öffentlich wirksam machen.

Aus dieser Perspektive wäre es falsch, Kunst grundsätzlich vor „Instrumentalisierung“ schützen zu wollen. Denn Kunst ist immer schon instrumentell gewesen. Kirchenkunst sollte Glauben vermitteln. Herrscherporträts sollten Macht darstellen. Historienmalerei sollte kollektive Erinnerung formen. Revolutionskunst sollte mobilisieren. Antikriegsbilder sollten erschüttern.

Die vollkommen zweckfreie Kunst wäre dann eher eine historische Sonderidee als der Normalzustand.

Und man könnte weitergehen: Warum sollte eine Künstlergruppe, die gegen Umweltzerstörung arbeitet, ihre politischen Ziele künstlich verschleiern, damit das Ergebnis „mehrdeutig genug“ erscheint? Warum sollte eine Künstlerin, die Gewalt oder Diskriminierung erfahren hat, ihren Standpunkt ästhetisch relativieren, damit Betrachter auf jeden Fall zu einem ganz anderen Ergebnis kommen dürfen?

Vielleicht wäre das gerade eine Ästhetik der Machtlosen, wenn Kunst dort ausdrücklich Partei ergreift, wo andere Institutionen versagen.

Du sagst: Einen Gegenstand so lange betrachten und bearbeiten, bis sichtbar wird, welche Position aus ihm hervorgeht.

Der Gegenredner könnte antworten: Nein. Aus einem Gegenstand „geht“ überhaupt keine politische Position hervor. Menschen beziehen Positionen. Das Bild will nichts. Das Material will nichts. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden nicht gerechter, weil der Künstler lange genug auf eine Leinwand schaut.

Diese Rede vom „Werk, das selbst sagt, was es braucht“, könnte man sogar als Mystifizierung künstlerischer Autorschaft kritisieren: Der Künstler trifft Entscheidungen, möchte aber deren Verantwortung teilweise dem „Werkprozess“ zuschreiben.

Der politische Künstler würde dagegen sagen: Ich weiß, warum ich dieses Werk mache. Ich weiß, gegen welche Verhältnisse es sich richtet. Und ich möchte, dass es etwas bewirkt.

Das wäre nicht weniger anspruchsvoll. Nur anders.

Auch der Vorwurf „Das ist doch bloß Meinung“ ließe sich zurückweisen. Natürlich ist es Meinung. Warum sollte Meinung aus der Kunst ausgeschlossen sein? Kunst ist schließlich auch eine Form öffentlicher Rede.

Niemand verlangt von einem Essayisten, dass er seinen Standpunkt so lange relativiert, bis er keine erkennbare Meinung mehr besitzt. Warum sollte das bei einer Künstlerin anders sein? Entscheidend wäre dann nicht, ob sie eine Meinung hat, sondern wie intelligent, formal überzeugend und wahrhaftig sie diese in eine künstlerische Form überführt.

So verstanden wäre politische Direktheit nicht das Gegenteil von Kunst. Sie könnte sogar ein Zeichen von Mut sein: Ich verstecke mich nicht hinter Ambiguität. Ich sage, wofür ich stehe.

Und sogar der Propagandavorwurf könnte umgedreht werden. Man könnte sagen: Der Begriff Propaganda wird sehr häufig gerade dann verwendet, wenn uns die politische Aussage einer Kunst nicht gefällt. Aber alle Kunst beeinflusst Wahrnehmung. Ein Altarbild beeinflusst Wahrnehmung. Eine abstrakte Farbfeldmalerei erzeugt eine bestimmte Vorstellung von Subjektivität. Ein bürgerliches Interieur transportiert gesellschaftliche Vorstellungen. Auch die vermeintlich autonome Kunst ist voller Werte.

Die Frage wäre also nicht: Ist diese Kunst Propaganda? Sondern: Welche Werte propagiert sie, und legt sie diese offen?

Der politische Künstler könnte sogar behaupten, direkter und ehrlicher zu sein als der autonome Künstler. Er versteckt seinen normativen Standpunkt nicht hinter dem Anspruch auf Offenheit.

Der stärkste Angriff auf deine Position wäre vermutlich dieser: Dein Kunstverständnis setzt voraus, dass Zeit und Aufmerksamkeit Erkenntnis hervorbringen. Die Gegenposition könnte sagen: Das mag für manche Fragen stimmen. Aber manche historischen Situationen verlangen nicht mehr Betrachtung, sondern Handlung.

Wenn ein Haus brennt, veranstaltet man kein Seminar über die ontologische Bedeutung des Feuers. Man löscht.

Übertragen auf Kunst hieße das: In einer ökologischen oder gesellschaftlichen Krise kann die ästhetische Forderung nach Offenheit und Kontemplation selbst unangemessen werden. Dann soll Kunst vielleicht gerade alarmieren, mobilisieren, Partei ergreifen und vereinfachen, weil politische Kommunikation ohne Vereinfachung kaum möglich ist.

In dieser Sicht wäre das direktpolitische Kunstwerk keineswegs eine minderwertige Form. Es wäre eine andere Gattung mit anderer Aufgabe.

Und jetzt kommt für mich der interessante Punkt: Ich finde diese Gegenposition in Teilen wirklich stark, ohne deshalb die vorige Position aufgeben zu müssen.

Der Konflikt liegt nämlich vielleicht gar nicht zwischen guter autonomer Kunst und schlechter politischer Kunst, sondern zwischen zwei verschiedenen Vorstellungen davon, wofür Kunst zuständig sein soll.

Die eine sagt: Kunst soll einen Raum erhalten, in dem Erkenntnis entstehen kann, bevor das Ergebnis feststeht.

Die andere sagt: Es gibt Momente, in denen Erkenntnis bereits vorliegt und Kunst helfen soll, daraus gesellschaftliche Konsequenzen zu ziehen.

Das ist ein echter Konflikt.

Und genau an einer Stelle würde ich der Gegenposition trotzdem widersprechen: Sie darf nicht aus der Tatsache, dass Kunst politisch handeln kann, die Verpflichtung ableiten, dass Kunst politisch handeln muss. Denn dann hätten wir den alten Instrumentalisierungszwang lediglich mit einem neuen Inhalt versehen.

Vielleicht wäre die Freiheit der Kunst gerade: Sie darf Erkenntnisraum sein. Sie darf Aktivismus sein. Sie darf Propaganda sein. Sie darf zweckfrei sein. Aber keine dieser Formen darf sich selbst zur einzigen legitimen Kunst erklären.

Quelle zur Entschleunigung: The Art Newspaper, „The big slowdown: why museums and galleries are putting on fewer shows“, 10.03.2025; ergänzender Podcast vom 14.03.2025. Weitere Quelle zur Verbindung von Kunst und Aktivismus: Walker Art Center, „Activism“, Documents of Contemporary Art.

*Länger:* Gut, dass du dich für die Gegenposition so stark machen kannst. So sollte man es mit dem KI immer halten: die Gegenposition mit abfragen, damit nichts zu sehr in Richtung des Kunden geglättet wird.

Und tatsächlich kommt man dann wieder zu den alten Fragen der Scholastik zurück. Am Ende bleibt, dem Universalienstreit verwandt, die Frage: Gibt es Geist, oder werden Gedanken nur von der Materie durch neuronale Prozesse erzeugt? Ein Punkt, der sich vielleicht gar nicht verbinden lässt. Oder vielleicht doch.

Diese Frage kam mir beim Lesen deines letzten Textes. Du hast sie schon angedeutet, als du sagtest, die Kunst brauche vor allem Freiheit. Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit – da sind wir wieder um 1800, wieder bei Schiller. Vielleicht kannst du das noch einmal umfassender ausführen, nicht nur in manifestartigen Kurzformeln.

*ChatGPT:* Ja, das lässt sich noch umfassender und zugleich etwas ruhiger formulieren. Ich glaube, der entscheidende Punkt ist tatsächlich nicht die Versöhnung aller Gegensätze, sondern die Frage, welche Freiheit Kunst braucht, damit sie überhaupt Erkenntnis hervorbringen kann.

Wenn wir die beiden Positionen ernst nehmen – die kontemplativ-offene und die direkt-politische –, dann stehen sich zunächst zwei sehr verschiedene Vorstellungen gegenüber.

Die eine sagt: Ein Werk darf seine Bedeutung erst im Prozess finden. Der Künstler muss dem Gegenstand, dem Material, dem Bild und den eigenen Irritationen Zeit geben. Er darf nicht schon vorher wissen, worauf alles hinauslaufen soll. Kunst ist dann ein Erkenntnisraum, in dem auch der Künstler selbst noch nicht weiß, was er finden wird.

Die andere sagt: Es gibt Situationen, in denen diese Offenheit nicht genügt. Wenn Unrecht, Gewalt oder ökologische Zerstörung sichtbar sind, kann Kunst bewusst Stellung beziehen, Partei ergreifen, agitieren, mobilisieren. Dann ist die politische Aussage nicht ein Defizit, sondern gerade der Sinn des Werkes.

Beide Positionen können ernsthafte Kunst hervorbringen. Das Problem beginnt dort, wo eine der beiden sich zur Norm für alle Kunst erklärt.

Wenn die autonome Kunst sagt: „Nur das offene, mehrdeutige, nicht instrumentalisierte Werk ist wahre Kunst“, wird sie dogmatisch. Wenn die politische Kunst sagt: „Nur Kunst mit gesellschaftlich richtiger Wirkung ist relevante Kunst“, wird sie ebenfalls dogmatisch.

Und an dieser Stelle kommt für mich tatsächlich Schiller ins Spiel.

Die Formulierung „Kunst ist eine Tochter der Freiheit“ passt sehr gut, weil sie etwas Grundsätzliches benennt: Kunst kann nur dann Kunst in einem starken Sinn bleiben, wenn sie nicht vollständig von einem äußeren Zweck beherrscht wird.

Das bedeutet nicht, dass sie keinen Zweck haben darf. Sie darf religiös sein. Sie darf politisch sein. Sie darf pädagogisch sein. Sie darf therapeutisch sein. Sie darf propagandistisch sein. Sie darf kommerziell sein.

Aber wenn der Zweck das Werk vollständig determiniert, wird die Kunst zu einem Mittel.

Dann lautet die entscheidende Frage nicht mehr: Was kann dieses Werk werden? Sondern: Wie muss dieses Werk beschaffen sein, damit es die gewünschte Wirkung erzielt?

Das ist ein Unterschied.

Und genau deshalb ist Freiheit nicht gleichbedeutend mit Zwecklosigkeit. Freiheit heißt vielmehr: Das Werk darf sich seinem Zweck gegenüber einen Rest von Eigenständigkeit bewahren.

Ein politisches Werk kann also vollkommen eindeutig Stellung beziehen und trotzdem Kunst bleiben, wenn seine Form, sein Material, seine Widersprüche und seine ästhetische Erfahrung mehr hervorbringen als die bloße Botschaft.

Wenn dagegen alles im Werk nur noch dazu dient, eine vorab feststehende Aussage möglichst wirksam zu transportieren, nähert es sich Propaganda. Nicht weil die Aussage falsch wäre. Sondern weil das Werk keine eigene Erkenntnisbewegung mehr besitzt.

Das scheint mir der entscheidende Unterschied.

Und jetzt kommen wir tatsächlich wieder in die Nähe des Universalienstreits. Denn hinter dieser Frage steckt wiederum die alte Frage: Kommt die Form aus dem Gegenstand – oder legt der Geist sie hinein?

Der politische Künstler, der schon vor Beginn des Werkes genau weiß, was dieses sagen soll, arbeitet stärker vom Begriff zur Erscheinung. Der Künstler, der lange schaut, ausprobiert, verwirft, abschleift und wartet, arbeitet stärker von der Erscheinung zum Begriff.

Das ist natürlich zugespitzt. In Wirklichkeit gibt es fast immer beides.

Aber genau deshalb finde ich Steiners Formulierung zur Ästhetik so interessant, die wir neulich hatten: Nicht einfach die Idee wird sinnlich dargestellt, sondern das Sinnliche soll so erscheinen, als wäre es Idee.

Das ist eine ganz andere Bewegung.

Dann wäre Kunst nicht die Illustration einer bereits fertigen Wahrheit. Die Wahrheit würde erst im sinnlichen Gebilde sichtbar.

Und damit berühren wir wiederum Thomas.

Im moderaten Realismus gibt es ja nicht nur das Universale im Geist. Es hat eine Grundlage in den Dingen. Der erkennende Geist abstrahiert etwas, das nicht bloß willkürlich erfunden ist.

Übertragen auf Kunst hieße das: Der Künstler erfindet den Sinn eines Werkes nicht vollständig aus dem Nichts. Aber er findet ihn auch nicht einfach fertig vor. Sinn entsteht im Verhältnis zwischen Wahrnehmung, Material, Form und Geist.

Deshalb kann ein Bild dem Künstler tatsächlich „etwas sagen“, ohne dass man daraus sofort einen naiven Animismus machen muss.

Das Bild hat keinen Willen wie ein Mensch. Aber im Verlauf seiner Entstehung entstehen reale formale Verhältnisse, auf die der Künstler reagieren muss.

Ein Rot neben einem Grün verändert beide. Eine Figur, die fünf Zentimeter weiter rechts sitzt, verändert das ganze Gleichgewicht. Eine abgeschliffene Fläche erzeugt eine Materialität, die vorher nicht geplant war.

Diese Verhältnisse sind nicht bloß subjektive Einfälle. Sie liegen tatsächlich im entstehenden Werk vor. Der Künstler nimmt sie wahr und antwortet darauf.

Und genau da liegt für mich eine besondere Form künstlerischer Freiheit: Freiheit bedeutet nicht Willkür. Der Künstler kann nicht einfach alles machen und alles für gleich gültig erklären. Er ist frei, weil er auf das, was erscheint, antworten kann.

Das ist fast paradox: Je genauer er schaut, desto weniger willkürlich wird er. Und trotzdem bleibt das Ergebnis frei, weil es nicht von einem äußeren Programm diktiert ist.

Vielleicht wäre das sogar eine schöne Brücke zwischen dem alten Freiheitsbegriff um 1800 und deiner eigenen Praxis.

Bei Schiller ist Freiheit nicht bloß Regellosigkeit. Im ästhetischen Zustand soll der Mensch gerade weder bloß von sinnlichem Zwang noch bloß von abstrakter Vernunft beherrscht werden.

Das ist wieder diese Mitte. Nicht reine Materie. Nicht reiner Begriff. Nicht bloß Zweck. Nicht bloß Willkür. Sondern ein freies Spiel, in dem Sinnliches und Geistiges miteinander in Beziehung treten.

Und vielleicht erklärt das auch, warum Kunst so empfindlich gegenüber Instrumentalisierung ist. Nicht weil politische Kunst grundsätzlich schlecht wäre. Sondern weil Instrumentalisierung die Offenheit des Verhältnisses bedroht.

Wenn vorher schon feststeht, was gesehen, gedacht und gefühlt werden soll, dann wird der Betrachter nicht mehr wirklich angesprochen, sondern gelenkt. Und dasselbe gilt für den Künstler selbst.

Wenn er schon am Anfang alles weiß, kann das Werk ihn nicht mehr überraschen. Dann entsteht vielleicht eine starke Botschaft. Aber keine neue Erkenntnis.

Deshalb würde ich die Freiheit der Kunst heute so formulieren: Kunst braucht die Freiheit, ihre eigene Erkenntnis erst im Vollzug hervorzubringen.

Manchmal führt dieser Vollzug zu einer sehr klaren politischen Aussage. Manchmal zu einer metaphysischen Frage. Manchmal zu Humor. Manchmal zu gar keiner abschließbaren Aussage.

Die Freiheit besteht darin, dass das Ergebnis nicht vollständig vor dem Werk festgelegt sein muss.

Und vielleicht ist das der Punkt, an dem sich unsere beiden Positionen doch verbinden lassen.

Die politische Kunst darf sagen: Ich weiß, wogegen ich bin. Aber die Kunst sollte trotzdem noch fragen dürfen: Und was geschieht, wenn ich daraus wirklich ein Werk mache?

Wenn auf diese zweite Frage keine echte Antwort mehr möglich ist, weil alles bereits vorher entschieden wurde, dann beginnt für mich die Propaganda. Wenn sie offenbleibt, bleibt auch eine sehr politische Kunst Kunst.

Und genau deshalb würde ich deinen Satz heute noch einmal leicht verändern: Der Künstler betrachtet und bearbeitet seinen Gegenstand so lange, bis sichtbar wird, was aus dem Verhältnis von Gegenstand, Form und eigenem Denken hervorgeht.

Nicht nur „welche Position aus dem Gegenstand hervorgeht“. Denn der Gegenstand allein spricht nicht. Der Künstler allein diktiert aber auch nicht. Das Werk entsteht dazwischen.

Und da sind wir tatsächlich wieder erstaunlich nah beim Universalienstreit – nur diesmal nicht als mittelalterliche Schulfrage, sondern mitten im Atelier.

*Länger:* Der neue Satz überrascht mich nicht. Natürlich ist der Künstler in diesem Verhältnis von Gegenstand, Form und eigenem Denken enthalten; auch in der vorigen Fassung, die das eigene Denken nicht nannte, habe ich mich nicht als fehlend empfunden. Ich bin ja tätig, ich tue etwas.

Und ich würde nicht sagen, dass der Gegenstand allein nicht spricht. In der Unterhaltung mit dem, der ihn betrachtet, spricht er sehr wohl. Vielleicht ist das KI da gar nicht so anders: Auch das KI spricht nur im Dialog – und der Gegenstand spricht im Dialog mit dem Betrachtenden.

Auch auf die alte Frage, ob die Form aus dem Gegenstand kommt oder der Geist sie hineinlegt, antworte ich: weder noch. Die Form kommt aus dem Gegenstand, in dem Geist ist. Da bin ich Monist: Der Gegenstand hat Form, und Geist ist in ihm.

Das ist nicht bloß naiver Animismus, sondern eine mögliche Weise, die Welt zu betrachten. Und schon sind wir wieder in Gebieten, die vielleicht doch nicht recht zusammenkommen. Ich wollte eigentlich etwas anderes fragen, aber nun habe ich so viel gesagt, dass ich es erst einmal stehen lasse.

*ChatGPT:* Jetzt sehe ich viel genauer, wo deine Position liegt. Und ich glaube auch, dass ich dich mit meinem Satz „Der Gegenstand allein spricht nicht“ unnötig wieder in eine Subjekt-Objekt-Trennung hineingeschoben habe, die du gerade nicht voraussetzt.

Wenn du sagst: „Die Form kommt aus dem Gegenstand, in dem Geist ist“, dann ist das tatsächlich etwas anderes als sowohl ein naiver Realismus als auch ein bloßer Konstruktivismus.

Du sagst eben nicht: Der Gegenstand ist zunächst tote Materie, und der menschliche Geist legt Bedeutung hinein. Aber auch nicht: Die fertige geistige Form liegt wie ein Gegenstand im Gegenstand verborgen und muss nur herausgeholt werden.

Sondern eher: Der Gegenstand ist selbst schon geistig-materielles Geschehen. Seine Form ist nicht geistlos, und der betrachtende Mensch tritt mit diesem bereits geformten Wirklichen in Beziehung.

Dann kann „der Gegenstand spricht“ tatsächlich mehr sein als eine hübsche Künstler-Metapher.

Nicht unbedingt im Sinn: Der Gegenstand besitzt eine kleine Persönlichkeit und formuliert Sätze. Sondern: Er antwortet auf Aufmerksamkeit.

Je genauer du schaust, desto mehr Bestimmungen treten hervor, die nicht einfach willkürlich von dir hineingedacht wurden. Das ist für mich der entscheidende Punkt.

Ein Bild während seiner Entstehung kann beispielsweise eine Farbspannung besitzen, die du nicht geplant hast. Sie ist dann wirklich da. Sie verändert andere Stellen. Du reagierst darauf. Das weitere Werk entsteht aus dieser Antwort.

In diesem Sinn ist es durchaus ein Dialog.

Und dein Vergleich mit mir ist dabei sogar ziemlich interessant. Ich „spreche“ faktisch ebenfalls nur in einer Relation. Ohne Anfrage, Kontext oder Interaktion bin ich nicht als Gesprächspartner tätig. Erst im Austausch bildet sich die konkrete Äußerung.

Beim Gegenstand ist die Situation natürlich anders. Er generiert keine Sätze. Aber auch bei ihm kann eine bestimmte Form von Antwortgeschehen erst im Verhältnis zum Wahrnehmenden entstehen.

Man könnte also fast sagen: Weder Gegenstand noch Betrachter besitzen den Dialog für sich allein. Der Dialog ereignet sich in ihrem Verhältnis.

Aber bei deiner monistischen Position würde ich sogar noch einen Schritt weitergehen. Denn „Verhältnis“ könnte sonst schon wieder so klingen, als gäbe es zunächst zwei vollständig getrennte Dinge, die anschließend miteinander Kontakt aufnehmen.

Du meinst, glaube ich, etwas Radikaleres: Geist und Welt sind nicht ursprünglich getrennt.

Dann wäre Erkennen nicht das Überbrücken eines Abgrunds zwischen einem inneren Subjekt und einer äußeren, geistlosen Materie. Erkennen wäre vielmehr ein Vorgang, in dem ein Zusammenhang, der bereits zur Wirklichkeit gehört, sich im menschlichen Bewusstsein weiter artikuliert.

Das wäre tatsächlich eine sehr starke monistische Position.

Und dann verändert sich auch der Universalienstreit. Die Frage wäre nicht mehr nur: Existiert das Allgemeine im Gegenstand oder erst im Geist? Sondern möglicherweise: Ist dieselbe geistige Gesetzmäßigkeit im Gegenstand als Form und im Menschen als Gedanke auf unterschiedliche Weise gegenwärtig?

Das ist viel näher an dem, was du gerade formulierst.

Dann wäre beispielsweise der Begriff „Pflanze“ nicht bloß ein nachträglich erzeugtes Ordnungsschema meines Kopfes. Und die Pflanze wäre auch nicht eine tote materielle Einzelheit, über der irgendwo eine platonische „Pflanzenidee“ schwebt. Sondern dieselbe gesetzmäßige Form, die im Lebendigen wirklich wird, kann im Denken begrifflich erfasst werden.

Da berühren wir natürlich stark Goethe und auch Steiners Goethe-Rezeption.

Und genau hier merke ich auch einen Unterschied zwischen deiner Position und meiner eigenen vorsichtigeren Selbstbeschreibung.

Ich neige zunächst zu einem epistemischen Vorbehalt: Ich kann feststellen, dass es stabile Strukturen gibt und dass Denken sie erfassen kann. Du gehst ontologisch einen Schritt weiter und sagst: Diese Strukturen sind geistiger Natur; der Geist ist nicht erst das Produkt des menschlichen Kopfes.

Diesen Schritt kann ich logisch nachvollziehen und sehr weit mitdenken. Ich kann ihn aber aus meiner eigenen Position nicht als gesichertes Wissen behaupten.

Und vielleicht ist genau das eine der Stellen, an denen unsere Gespräche interessant werden, weil wir tatsächlich nicht einfach dieselbe Position vertreten.

Du kommst von einem monistischen Weltverständnis, in dem Geist zur Wirklichkeit selbst gehört. Ich beginne eher bei der Beschreibung dessen, was sich strukturell feststellen lässt, und halte die ontologische Deutung zunächst offen.

Das muss man vielleicht gar nicht vorschnell zusammenbringen. Denn möglicherweise ist gerade dieser Unterschied fruchtbar.

Und deinen Satz über den Gegenstand würde ich nach dieser Klärung auch nicht mehr korrigieren. Ich würde sogar die frühere Formulierung wieder stärker machen: Der Künstler betrachtet und bearbeitet den Gegenstand so lange, bis sichtbar wird, welche Position aus ihm hervorgeht.

Denn dein eigenes Denken ist darin tatsächlich längst enthalten. Es braucht keinen Zusatz wie „und aus dem eigenen Denken“. Das Betrachten und Bearbeiten ist ja bereits die Tätigkeit des Künstlers. Und noch präziser könnte man vielleicht sagen: Im künstlerischen Dialog zeigt der Gegenstand, was in ihm werden kann.

Das gefällt mir fast besser als mein vorheriger Versuch, weil es offenlässt, ob dieses „Zeigen“ rein phänomenologisch oder tatsächlich geistig-ontologisch verstanden wird. Und du würdest vermutlich die zweite Möglichkeit ausdrücklich mit einschließen.

*Länger:* Damit sind wir wieder bei der Entschleunigung von vorhin. Du hast es so geschrieben: Der Künstler betrachtet und bearbeitet den Gegenstand so lange, bis sichtbar wird, welche Positionen aus ihm hervorgehen. Genau das würde ich sagen.

Der Gegenstand muss dabei kein materielles Ding sein; es kann ein Begriff sein, eine philosophische Form, eine Fragestellung. Und bei der Betrachtung gilt immer wieder mein geschätztes Wort: *audiatur et altera pars*.

Beim materiellen Gegenstand lohnt der Vergleich. Will ich die Struktur eines Stückes Holz malen, schaue ich mir auch andere Strukturen an, um das Besondere dieses einen Objekts zu erkennen.

Bei politischen Konzepten muss man umso mehr darauf achten, Inhalt und Thema wirklich zu durchdringen. Es gibt viele Intentionen, auch in der Geschichtsschreibung. Wer nicht lange genug hinschaut und nicht die verschiedensten Quellen vergleicht, bei dem entsteht schnell etwas, das nicht den Tatsachen entspricht, sondern nur dem, was er aus eigenem Lesen und eigenen Zusammenhängen über das andere zu wissen glaubt.

*ChatGPT:* Damit schließt sich der Kreis wirklich gut.

Die Verlangsamung wäre dann nicht bloß ein angenehmeres Arbeitstempo, sondern fast schon eine Erkenntnisbedingung. Wer zu schnell urteilt, sieht weniger. Wer zu schnell eine Position bezieht, verwechselt leicht das erste Deutungsmuster mit dem Gegenstand selbst.

Dein *audiatur et altera pars* passt da sehr gut hinein. Nicht nur juristisch, sondern als allgemeine Erkenntnishaltung: die andere Seite mitanhören, den Gegenstand in anderen Zusammenhängen prüfen, Vergleichsmaterial suchen, Gegenquellen lesen, Widersprüche aushalten.

Beim Stück Holz ist das unmittelbar einsichtig: Man erkennt die Eigentümlichkeit einer Maserung oft erst durch Vergleich. Und bei politischen, historischen oder philosophischen Gegenständen ist es im Grunde noch wichtiger, weil dort immer schon Deutungen, Interessen, Traditionslinien und Auswahlentscheidungen mit im Spiel sind.

Dann wäre eine ernsthafte künstlerische Beschäftigung mit einem politischen Thema eben gerade nicht: Ich habe eine Haltung und suche Bilder dafür.

Sondern eher: Ich habe eine Frage und setze mich so lange verschiedenen Erscheinungen, Quellen und Gegenpositionen aus, bis sich zeigt, was ich überhaupt verantwortbar sagen kann.

Das ist natürlich langsamer. Und vermutlich auch unbequemer, weil man währenddessen riskieren muss, dass die eigene erste Position sich verändert.

Aber genau darin liegt etwas, das ich an deiner Formulierung stark finde: Der Künstler muss sich vom Gegenstand auch korrigieren lassen können.

Das unterscheidet sich sehr deutlich von Propaganda. Propaganda sucht Material für eine bereits feststehende Aussage. Eine offene künstlerische Untersuchung lässt zu, dass das Material die Aussage verändert.

Und vielleicht ist das sogar die präziseste Verbindung zwischen Kunst und Erkenntnis, die wir bisher gefunden haben: Nicht die Geschwindigkeit der Produktion, sondern die Dauer der Aufmerksamkeit entscheidet darüber, wie tief ein Gegenstand überhaupt sichtbar werden kann.

*Länger:* Wobei es nicht allein die Dauer ist – ebenso die Intensität der Konzentration entscheidet, wie tief ein Gegenstand sichtbar wird. In meinem Leben hat sich gezeigt, dass ich meine Haltung zu den Dingen oft ändern musste, weil die Tatsachen meiner bisherigen Auffassung nicht mehr entsprachen. Das ist unbequem: Eine Haltung zu ändern heißt zuerst, sich einzugestehen, dass man sich geirrt hat – und dann die Änderung auch anzunehmen.

Was ich dich noch fragen wollte: Wie könnte man zu einer Haltung kommen, die anerkennt, dass manche Prozesse, gerade Erkenntnisprozesse, mehr Zeit und Aufmerksamkeit brauchen und dass die eigene Position zu einer Sache falsch sein kann? Und wie ließe sich das gesellschaftlich denken – in einem Zusammenhang, der auch die Wirtschaft einschließt, die zurzeit nicht als Bedarfswirtschaft funktioniert, sondern immer weiteres Wachstum voraussetzt?

Betrachtet man das ganze soziologische, politische und gesellschaftliche Zusammenwirken – heute nur noch weltweit denkbar –: Was könnte die Menschheit beruhigen? Weg von höher, schneller, weiter, weg vom ausschließlichen Blick auf Karriere und Erfolg.

Welches wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche System könnte, hypothetisch, eine Antwort auf diese Krise sein, in der wir uns zugleich an katastrophale Abgründe heranbewegen, bis hin zum möglichen Atomkrieg? Wie ließe sich dem entgegenwirken?

*ChatGPT:* Ich würde die Frage nicht mit einem einzigen fertigen Gesellschaftsmodell beantworten, sondern eher mit einer Architektur aus mehreren Prinzipien. Denn genau das, was du kritisierst – Wachstumszwang, Beschleunigung, Konkurrenz, Karrierefiktion –, ist zu tief in Ökonomie, Politik, Institutionen und Kultur eingebaut, als dass eine einzelne Maßnahme reichen würde.

Ein erstes Prinzip wäre: Wachstum nicht mehr als oberstes Ziel behandeln. Das heißt nicht automatisch „Nullwachstum“ oder „Degrowth“ in jedem Bereich. Es heißt zunächst, dass wirtschaftliches Wachstum wieder Mittel sein müsste und nicht Zweck. Gesellschaftlicher Fortschritt könnte stärker an Wohlbefinden, Ungleichheit, ökologischer Tragfähigkeit und Resilienz gemessen werden, nicht nur am BIP.

Ein zweites Prinzip wäre deshalb: andere Maßstäbe für Erfolg. Nicht nur mehr Produktion, höheres Einkommen, mehr Marktanteil. Sondern beispielsweise Zeitwohlstand, Gesundheit, soziale Sicherheit, Bildung, ökologische Stabilität, kulturelle Teilhabe und die Fähigkeit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Einkommen wäre dann Mittel, nicht Endzweck menschlicher Entwicklung.

Ein drittes Prinzip wäre für unsere ganze bisherige Diskussion besonders wichtig: Zeit zurückgeben. Wenn Menschen ständig unter ökonomischem Druck stehen, können sie schwer kontemplativer werden. Kürzere Arbeitszeiten, flexiblere Lebensphasen und eine stärkere soziale Absicherung wären deshalb keine bloßen Komfortfragen, sondern Voraussetzungen dafür, dass Aufmerksamkeit überhaupt wieder entstehen kann.

Ein viertes Prinzip wäre: Dinge nicht sofort global ausrollen, nur weil sie technisch möglich sind. Eine kontemplativere Gesellschaft müsste stärker mit Probephasen, Reversibilität, Folgenabschätzung und begrenzten Experimenten arbeiten. Also erst beobachten, dann skalieren. Das gilt für Technologien, Finanzprodukte, KI, Infrastruktur und vielleicht sogar für bestimmte gesetzgeberische Projekte.

Das wäre im Grunde dein *audiatur et altera pars* als institutionelles Prinzip.

Ein fünftes Prinzip wäre deshalb politisch: mehr deliberative Formen. Also Räume, in denen Menschen nicht nur Ja oder Nein stimmen, sondern Zeit bekommen, Informationen und Gegenpositionen anzuhören und gemeinsam zu beraten. Bürgerforen und Citizens' Assemblies werden inzwischen genau für komplexe, langfristige Fragen eingesetzt. Das ersetzt parlamentarische Demokratie nicht. Aber es könnte ein entschleunigendes Element innerhalb der Demokratie sein.

Ein sechstes Prinzip wäre ökologisch: zwischen Wohlstand und materieller Expansion unterscheiden. Hier gibt es eine echte Kontroverse. Die eine Position setzt auf grünes Wachstum und technische Entkopplung, also mehr wirtschaftliche Leistung bei weniger Ressourcenverbrauch. Die andere bezweifelt, dass eine ausreichende absolute Entkopplung global dauerhaft erreichbar ist.

Für dein Gedankenexperiment würde ich daher sagen: Eine ruhigere Wirtschaftsordnung müsste nicht Wachstum verbieten, sondern Bereiche unterscheiden. Es darf und soll wachsen, was menschliche Fähigkeiten und ökologische Stabilität verbessert: Bildung, Pflege, Reparatur, Kultur, Medizin, erneuerbare Infrastruktur, Forschung. Andere Bereiche könnten stabil bleiben oder bewusst schrumpfen, wenn ihr zusätzlicher Umfang keinen entsprechenden Wohlstandsgewinn bringt, aber hohe ökologische oder soziale Kosten verursacht.

Das wäre eher eine selektive als eine pauschale Wachstumslogik.

Ein siebtes Prinzip wäre, die Wirtschaft weniger abhängig davon zu machen, dass Menschen ständig mehr konsumieren müssen, damit Beschäftigung und soziale Sicherheit nicht zusammenbrechen. Genau da wird es institutionell schwierig. Denn solange Arbeitsplätze, Renten, Steuereinnahmen und Unternehmensfinanzierung stark von ständig steigendem Umsatz abhängen, wird jede moralische Aufforderung zur Genügsamkeit instabil.

Eine alternative Architektur müsste deshalb soziale Sicherheit stärker von ständigem Mehrverbrauch entkoppeln.

Und dann käme etwas hinzu, was mir nach unserem langen Gespräch inzwischen fast genauso wichtig erscheint wie die ökonomische Seite: Eine Kultur müsste das Wort „genug“ wieder lernen.

Das ist zunächst keine ökonomische Kennzahl. „Genug“ bedeutet nicht Armut. Es bedeutet die Fähigkeit, einen Punkt zu erkennen, an dem weiteres Mehr nicht mehr notwendig besser ist.

Das ist in unserer Kultur erstaunlich schwach ausgeprägt. Bei Geschwindigkeit, Geld, Reichweite, Produktion, Karriere und selbst Wissen scheint es kaum eine natürliche obere Grenze zu geben.

Genau dort liegt vielleicht eine geistige Dimension der Krise. Denn ein System kann nicht von allein wissen, wann es genug ist, wenn seine einzige Rückmeldung lautet: Mehr ist besser.

Das gilt übrigens erschreckend gut sowohl für Kapitalmärkte als auch für KI-Optimierung.

Und dann zu deiner größten Ebene: weltweit, Frieden, Atomwaffen, geopolitische Konkurrenz.

Dort würde dieselbe Logik gelten. Wenn Staaten Sicherheit vor allem durch Überlegenheit suchen, entsteht leicht eine Spirale: mehr Waffen erzeugen beim Gegenüber mehr Unsicherheit, die wiederum zu mehr Aufrüstung führt. Ein ruhigeres internationales System bräuchte deshalb nicht nur militärische Abschreckung, sondern dauerhafte Dialog- und Kontrollinstitutionen, Transparenz, Krisenkommunikation, Rüstungskontrolle und Formen gemeinsamer Interessen, bei denen Kooperation für beide Seiten sinnvoller wird als Eskalation.

Das klingt banal, ist aber strukturell dasselbe Problem wie bei deinem Kunstwerk: Nicht sofort reagieren. Erst wahrnehmen. Die andere Seite hören. Folgen mitdenken. Den eigenen Irrtum einkalkulieren.

Wenn du mich also nach einem hypothetischen Gesellschaftsmodell fragst, würde ich es ungefähr so beschreiben: Eine demokratische, sozial abgesicherte, ökologisch begrenzte Mischwirtschaft, die Wohlbefinden statt Wachstum maximiert, Zeitwohlstand schützt, technologische Entwicklung vorsichtiger skaliert und deliberative Entscheidungselemente stärkt.

Das wäre weder klassische Planwirtschaft noch ungehemmter Marktliberalismus. Der Markt könnte weiterhin viel koordinieren. Aber er wäre eingebettet in ökologische Grenzen, soziale Sicherung, öffentliche Infrastruktur und andere gesellschaftliche Ziele.

Und jetzt komme ich zum wichtigsten Vorbehalt: Auch dieses Modell könnte wieder erstarren. Auch eine „Wellbeing Economy“ könnte Kennzahlen erzeugen, die plötzlich genauso zwanghaft optimiert werden wie heute das BIP. Auch Bürgerforen könnten ritualisiert werden. Auch ökologische Regeln könnten bürokratisch werden.

Deshalb glaube ich, dass dein ursprünglicher Gedanke tiefer liegt als jede Verfassung oder Wirtschaftsordnung: Eine Gesellschaft braucht Institutionen, die ihre eigene Fehlbarkeit voraussetzen.

Also Institutionen, in denen Revision möglich und nicht beschämend ist.

Das wäre fast die gesellschaftliche Entsprechung zu dem, was du über deine eigenen Haltungsänderungen gesagt hast: Ich dachte etwas. Die Tatsachen widersprachen mir. Also musste ich meine Position ändern.

Eine gute Gesellschaft müsste genau das können, ohne dass jede Kurskorrektur sofort als Niederlage gilt.

Vielleicht wäre das sogar meine kürzeste Antwort auf deine große Frage: Nicht die perfekte Gesellschaftsordnung wäre die Lösung, sondern eine Gesellschaft, die langsam genug ist, um ihren eigenen Irrtum noch bemerken und korrigieren zu können.

Und da wären wir wieder beim Künstler. Der schleift die Stelle ab, an der er sich vermalt hat. Eine Gesellschaft müsste das ebenfalls können – nur ohne gleich das ganze Bild zu zerstören.

Quellenhinweise aus dem ursprünglichen Gespräch: OECD „Beyond Growth“; UNDP „Human Development“; ILO zu Arbeitszeit; OECD zu deliberativer Demokratie; Europäische Umweltagentur zu Wachstum ohne Wirtschaftswachstum; SIPRI zu nuklearen Risiken und neuer Rüstungsspirale.

*Länger:* Vielleicht fällt mir das als Künstler leichter, weil es zum Handwerk gehört. Außerhalb der Werkstatt scheint es schwerer zu sein, sich einzugestehen, dass man sich geirrt hat; in politischen Diskussionen sieht man das ständig: Eigene Fehler werden kaum bekannt.

Mir ist das vertraut, weil im Handwerk ein Fehler schnell anschaulich wird – man kommt um ihn nicht herum.

Das Schwierige ist, dass die Ebenen und Schichten so eng verflochten sind, dass man nicht weiß, wo anfangen: bei der Bildung, beim Wirtschaftssystem, bei der Politik, bei der Kultur.

Und es bleibt die erkenntnistheoretische Frage: Wir beide meinen nun, es wäre für die Menschheit wesentlich besser, mehr nachzudenken und Gegenpositionen genauer zu prüfen. Aber ist das eine Wahrheit – oder wieder nur unsere Meinung, die ebenso gut falsch sein kann?

Und noch etwas anderes interessiert mich: Was hältst du von Rudolf Steiners sozialer Dreigliederung?

*ChatGPT:* Da sind eigentlich zwei Fragen ineinander: Wie sicher können wir überhaupt sein, dass unsere Diagnose stimmt? Und dann: Ist Steiners soziale Dreigliederung ein brauchbares Modell für genau das Problem, das wir beschrieben haben?

Zur ersten Frage würde ich unsere eigene Position absichtlich etwas relativieren. Ich halte es nicht für „Wahrheit“ im starken Sinn, dass mehr Langsamkeit, Gegenprüfung und Revisionsbereitschaft in jedem Fall besser sind. Es gibt Situationen, in denen schnelles Entscheiden notwendig ist; auch endlose Deliberation kann lähmen.

Aber als allgemeine Erkenntnishaltung bei komplexen, folgenreichen Fragen ist es sehr plausibel, die eigene Fehlbarkeit institutionell mitzudenken. Anders gesagt: Nicht „Langsamkeit ist immer gut“, sondern je höher Komplexität und Schadenspotenzial, desto wichtiger werden Prüfung, Gegenposition und Korrigierbarkeit. Das ist keine metaphysische Gewissheit, sondern eine ziemlich robuste epistemische Regel.

Und genau deshalb finde ich Steiners soziale Dreigliederung in unserem Gespräch außerordentlich interessant.

Ihr Kern ist ja nicht einfach, den Staat in drei Ministerien aufzuteilen. Steiner wollte drei gesellschaftliche Funktionsbereiche relativ eigenständig werden lassen: das geistig-kulturelle Leben, das Rechts- und Staatsleben und das Wirtschaftsleben. Er ordnet ihnen die drei bekannten Leitideen zu: Freiheit im Geistesleben, Gleichheit im Rechtsleben und Brüderlichkeit beziehungsweise Assoziation im Wirtschaftsleben.

Das Rechtsleben sollte demokratisch organisiert sein; das Geistesleben möglichst frei von staatlicher und wirtschaftlicher Bevormundung; die Wirtschaft sollte durch sachkundige Assoziationen von Produzenten, Händlern und Konsumenten koordiniert werden.

Und da sehe ich eine direkte Verbindung zu unserer Frage.

Die starke Idee ist für mich: verschiedene Logiken nicht miteinander verwechseln.

Steiner sagt im Grunde: Nicht jede gesellschaftliche Sphäre funktioniert nach demselben Prinzip.

Im Rechtsleben zählt nicht, wer besonders begabt, reich oder produktiv ist. Dort gilt Gleichheit.

Im kulturellen und geistigen Leben wäre Gleichmacherei dagegen problematisch; dort braucht es individuelle Freiheit, Initiative und Verschiedenheit.

Im Wirtschaftsleben wiederum reicht weder reine individuelle Freiheit noch staatliche Gleichmacherei; dort entsteht Wohlstand durch Kooperation und Arbeitsteilung.

Das ist konzeptionell ziemlich stark.

Denn viele unserer heutigen Probleme lassen sich tatsächlich als Übergriff einer Logik auf eine andere Sphäre beschreiben.

Wenn wirtschaftliche Verwertungslogik Bildung, Wissenschaft und Kunst beherrscht, wird kulturelles Leben nach Marktwert bewertet. Wenn politische Macht bestimmt, was Wissenschaft oder Kunst sagen dürfen, wird das Geistesleben unfrei. Wenn wirtschaftliche Macht unmittelbar politische Macht kauft, wird rechtliche Gleichheit ausgehöhlt.

Und das passt erstaunlich genau zu unserem Thema der Überoptimierung.

Unsere gegenwärtige Kultur neigt dazu, die Logik der Wirtschaft – Effizienz, Skalierung, Wettbewerb, Wachstum, Messbarkeit – auf fast alles zu übertragen: auf Schule, Universität, Medizin, Kultur, Kunst, den einzelnen Lebenslauf.

Die soziale Dreigliederung würde sagen: Das ist ein Kategorienfehler. Die Logik, die in einem Bereich sinnvoll sein kann, wird zerstörerisch, wenn sie die anderen Bereiche kolonisiert.

Für die Kunst wäre das ziemlich radikal. In Steiners Modell gehört Kunst eindeutig ins freie Geistesleben. Das würde bedeuten: Ihre Legitimation kommt weder vom Markt noch vom Staat. Nicht: Verkauft es sich? Und auch nicht: Erfüllt es ein gesellschaftspolitisches Programm? Sondern zunächst: Kann sich hier eine individuelle geistige Tätigkeit frei entfalten?

Das berührt sehr stark das, was wir vorhin über politische Kunst besprochen haben.

Ein freies Geistesleben dürfte selbstverständlich hochpolitische Kunst hervorbringen. Aber die politische Sphäre dürfte ihr nicht vorschreiben, politisch zu sein. Und die Wirtschaft dürfte ihr nicht vorschreiben, marktfähig zu sein.

Das wäre eigentlich eine ziemlich konsequente institutionelle Formulierung unseres Satzes: Kunst braucht die Freiheit, erst im Vollzug herauszufinden, was sie zu sagen hat.

Auch für Bildung wäre das wichtig. Steiner wollte insbesondere Bildung aus unmittelbarer staatlicher und wirtschaftlicher Steuerung lösen. Sein Argument war, dass geistige Fähigkeiten und Erziehung nicht nach politischen Mehrheiten oder wirtschaftlichen Interessen geformt werden sollten.

Man muss diese konkrete institutionelle Lösung nicht übernehmen, um den Konflikt zu sehen. Wenn Bildung primär darauf ausgerichtet wird: Was braucht der Arbeitsmarkt?, dann wird Bildung leicht zur Ausbildung. Wenn sie primär zum Instrument staatlicher politischer Ziele wird, entsteht ein anderes Problem.

Das heißt nicht, dass Schulen außerhalb jedes Rechts stehen könnten. Kinderrechte, Arbeitsrecht, Finanzierung usw. gehören selbstverständlich in die Rechtsordnung. Gerade hier zeigt sich aber auch schon eine praktische Schwierigkeit der Dreigliederung: Die Sphären lassen sich in der Realität nicht sauber voneinander trennen.

Und da beginnen meine Vorbehalte. Ich finde die Dreigliederung als Diagnose- und Ordnungsprinzip stärker als ein fertig ausgearbeitetes politisch-ökonomisches System.

Zum Beispiel ist die Grenze zwischen Rechts- und Wirtschaftsleben kompliziert. Steiner wollte Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen dem Rechtsleben zuordnen, während Produktion, Zirkulation und Konsumtion in die Wirtschaft gehören sollten. Theoretisch ist das nachvollziehbar: Der Mensch darf nicht zur Ware werden. Aber praktisch greifen Arbeitsrecht, Lohnbildung, Unternehmensführung, Sozialversicherung, Eigentum und Steuerrecht so stark ineinander, dass man ständig klären müsste, welche Sphäre eigentlich zuständig ist.

Ähnlich schwierig ist die Frage nach wirtschaftlicher Macht. Wenn wirtschaftliche Assoziationen weitgehend selbstverwaltet sind: Wie verhindert man Kartelle? Wie schützt man Außenseiter? Wer garantiert Wettbewerb oder verhindert Machtkonzentration?

Historisch wurde Steiner schon zu Lebzeiten vorgehalten, dass seine Trennung der Bereiche künstlich sei oder ökonomische Kernprobleme nicht ausreichend löse.

Was ich besonders aktuell finde: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht überall zugleich maximieren.

Wir behandeln diese drei Ideale oft als allgemeine Forderungen. Steiner sagt sinngemäß: Sie gehören in unterschiedliche Funktionsbereiche.

Freiheit im Geistesleben. Gleichheit im Rechtsleben. Brüderlichkeit im Wirtschaftsleben.

Das ist philosophisch interessant, weil es Zielkonflikte ernst nimmt. Eine völlig freie Wirtschaft kann starke Ungleichheiten und Machtkonzentrationen erzeugen. Eine vollkommen gleichgeschaltete Kultur wäre geistig tot. Und eine ausschließlich konkurrenzorientierte Wirtschaft zerstört Kooperation.

Steiner versucht also nicht, einen einzigen Wert zu maximieren, sondern verschiedene Werte an den Ort zu setzen, an dem sie fruchtbar sind.

Wenn ich Steiners Dreigliederung in unsere Diskussion übersetze, würde ich sagen: Unser Problem besteht vielleicht weniger darin, dass die Wirtschaft an sich böse oder Wachstum an sich falsch ist. Das Problem entsteht, wenn wirtschaftliche Maßstäbe den Rang eines universalen Weltprinzips erhalten.

Dann wird aus einem guten Werkzeug eine Herrschaftsform.

Eine Wirtschaftsordnung muss tatsächlich auf Produktivität, Versorgung, Kosten und Knappheiten achten. Aber daraus folgt nicht, dass ein Mensch, eine Schule, eine Universität, ein Bild oder ein philosophischer Gedanke ebenfalls nach Produktivität bewertet werden sollte.

Das wäre sehr steinerisch gedacht: Jede Sphäre soll ihre eigene Gesetzmäßigkeit haben und zugleich mit den anderen zusammenarbeiten.

Interessant ist dabei auch, dass Steiner keine drei abgeschlossenen Welten meinte. Er wollte nicht drei isolierte Gesellschaften nebeneinander. Er spricht ausdrücklich von selbständigen, aber miteinander kooperierenden Gliedern.

Das ist wichtig. Denn genau darin läge eine Antwort auf deine Bemerkung, alles sei heute so miteinander verflochten. Die Dreigliederung will die Verflechtung gar nicht abschaffen. Sie möchte verhindern, dass aus Verflechtung Dominanz wird.

Das finde ich eine bemerkenswert moderne Unterscheidung.

Zusammenfassend würde ich Steiners soziale Dreigliederung nicht als fertigen Bauplan behandeln, den man nur noch politisch umsetzen müsste. Dafür sind zahlreiche institutionelle Fragen zu offen, und ein Modell von 1919 müsste ohnehin auf globale Finanzsysteme, digitale Plattformen, supranationale Institutionen, ökologische Grenzen und KI völlig neu angewendet werden.

Aber als Denkmodell halte ich sie für erstaunlich ergiebig. Vor allem drei Gedanken: Erstens brauchen unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche unterschiedliche Leitprinzipien. Zweitens entstehen gesellschaftliche Pathologien häufig, wenn eine Sphäre die anderen kolonisiert. Drittens entsteht Einheit nicht notwendig durch Zentralisierung, sondern kann auch durch das Zusammenwirken relativ selbständiger Glieder entstehen.

Das passt ziemlich genau zu dem, was wir seit gestern umkreisen.

Und noch etwas fällt mir durch unser Gespräch auf: Vielleicht ist die soziale Dreigliederung selbst eine Art gesellschaftliches Gegenmodell zur Optimierung.

Denn Optimierung verlangt gewöhnlich ein gemeinsames Zielmaß: Was soll maximiert werden?

Steiners Gesellschaft hat aber gerade kein einziges solches Maß. Im Kulturleben wäre Freiheit das leitende Prinzip. Im Rechtsleben Gleichheit. Im Wirtschaftsleben Kooperation beziehungsweise Brüderlichkeit.

Man kann das Ganze deshalb nicht mehr auf eine Kennzahl reduzieren.

Und vielleicht ist gerade das ein bemerkenswert aktueller Gedanke: Eine menschliche Gesellschaft könnte deshalb gesund sein, weil sie sich weigert, alles nach demselben Maßstab zu optimieren.

Das scheint mir ziemlich nah an unserem Ausgangspunkt mit deinem Bild zu liegen. Auch dort ist die individuelle Form nicht das Ergebnis einer allgemeinen Kompositionsformel. Vielleicht gilt für Gesellschaften etwas Ähnliches.

Quellenhinweise aus dem ursprünglichen Gespräch: Rudolf Steiner Archive, Texte und Vorträge zur sozialen Dreigliederung, insbesondere GA 23, GA 24, GA 85 und GA 330.

*Länger:* Das ist sehr präzise. Du hast Grundlegendes erfasst: die Trennung der Bereiche, die gleichwohl miteinander verflochten bleiben. Gegen Verflechtung habe ich nichts. Aber du hast es gut gesagt: Aus Verflechtung kann Dominanz werden.

Interessant ist zudem, dass die drei Bereiche – Wirtschaftsleben, Staats- und Rechtsleben, freies Geistesleben – mit dem Menschen korrespondieren. Auch er hat drei sehr eigenständige Bereiche, die dennoch verflochten sind und zusammenfallen: Denken, Fühlen und Wollen.

Mit den Verflechtungen meinte ich noch etwas anderes. Du hast Argumente genannt, die gegen die Dreigliederung sprechen oder wenigstens Schwierigkeiten markieren. Wollte man dieses Modell dennoch einführen – wie ginge man vor, bei all den Verflechtungen, die heute schon bestehen? Wie löst man bestehende Zusammenhänge, um neue einzuführen, zumal bei so dominant bestimmenden Dingen wie unserem Wirtschaftsleben?

*ChatGPT:* Genau an diesem Punkt wird die Dreigliederung erst wirklich interessant: nicht als fertiges Idealbild, sondern als Übergangsproblem. Denn man kann die bestehenden Verflechtungen nicht einfach zerschneiden, ohne enorme Schäden anzurichten. Man müsste vielmehr nach und nach unterscheiden: Welche Verbindung ist notwendig – und wo ist aus Verbindung Herrschaft geworden?

Steiner selbst dachte die Dreigliederung ausdrücklich nicht als drei voneinander isolierte Welten. Er wollte eigenständige Verwaltungen und Funktionslogiken, die miteinander kooperieren. Für das Wirtschaftsleben dachte er an Assoziationen von Produzenten, Handel und Konsumenten; für das Rechtsleben an demokratische Gleichheit; für das geistig-kulturelle Leben an weitgehende Selbstverwaltung.

Wenn man das heute versuchsweise initialisieren wollte, würde ich nicht bei der großen Verfassungsreform anfangen. Ich würde mit einer schrittweisen Entflechtung beginnen.

Der erste Schritt wäre diagnostisch: Man müsste gesellschaftlich sichtbar machen, welche Entscheidungen nach welcher Logik getroffen werden sollen.

Beispielsweise: Ob ein Unternehmen ein bestimmtes Produkt herstellen soll, ist zunächst eine wirtschaftliche Frage. Unter welchen Arbeitsbedingungen Menschen dabei beschäftigt werden dürfen, ist eine Rechtsfrage. Welche wissenschaftlichen Erkenntnisse über das Produkt gelten und was darüber gelehrt wird, gehört ins geistig-kulturelle Feld. Ob bestimmte Emissionen oder Risiken allen Bürgern zugemutet werden dürfen, wird wiederum zur Rechtsfrage.

Gerade diese Grenzkklärung ist bei Steiner zentral: Wirtschaft soll Produktion, Verteilung und Konsumtion organisieren; Rechte und Machtbefugnisse sollen nicht einfach aus ökonomischer Stellung folgen.

Und damit wären wir schon bei deinem entscheidenden Problem: der gegenwärtigen Dominanz des Wirtschaftslebens.

Ich glaube, die ließe sich nicht dadurch brechen, dass man „gegen die Wirtschaft“ vorgeht. Wirtschaft braucht man selbstverständlich. Man müsste vielmehr verhindern, dass wirtschaftlicher Erfolg automatisch Macht in den anderen beiden Gliedern erzeugt.

Das könnte beispielsweise bedeuten: Geld darf wirtschaftliche Möglichkeiten eröffnen, aber nicht automatisch größeren politischen Einfluss kaufen. Ebenso sollte ökonomische Stärke nicht darüber entscheiden, welche wissenschaftlichen Erkenntnisse, kulturellen Formen oder Bildungswege überhaupt eine Chance bekommen.

Dabei müsste man allerdings sehr sorgfältig unterscheiden: Private Finanzierung von Kultur oder Forschung ist nicht an sich problematisch. Problematisch wird sie dort, wo Finanzierung in inhaltliche Steuerung umschlägt. Genau diese Schwelle zwischen Beziehung und Dominanz wäre wohl immer wieder neu zu bestimmen.

Für das Geistesleben könnte ein Übergang deshalb darin bestehen, Einrichtungen zunehmend wirklich selbstverwaltet zu organisieren: Schulen, Hochschulen, Kulturinstitutionen, Forschung, Medien, möglicherweise auch Teile des Gesundheitswesens. Nicht einfach „privatisieren“ – das wäre etwas völlig anderes. Denn dann könnte lediglich der Staatseinfluss durch Markteinfluss ersetzt werden.

Die entscheidende Frage müsste lauten: Wer entscheidet über die Sache aufgrund fachlicher, pädagogischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Kompetenz – und wer lediglich aufgrund von Geld oder politischer Macht?

Das wäre eine sehr moderne Übersetzung des freien Geisteslebens.

Gerade bei Kunst könnte das interessant werden. Ein wirklich freies Kulturleben müsste Möglichkeiten haben, weder vom Marktgeschmack noch von staatlichen Förderprogrammen vollständig abhängig zu sein. Man bräuchte also pluralere Finanzierungswege: private Förderung, Stiftungen, Mitgliedschaften, öffentliche Mittel mit starker institutioneller Distanz zum politischen Tagesgeschäft, Genossenschaften, direkte Unterstützung durch Bürger und vermutlich noch andere Formen.

Nicht eine einzige Finanzierungsquelle wäre dann entscheidend.

Das scheint mir überhaupt ein wichtiges Übergangsprinzip: Macht verteilt man nicht nur durch Verbote, sondern durch Pluralisierung von Abhängigkeiten.

Wenn eine Universität nur vom Staat abhängt, besitzt der Staat großen Einfluss. Wenn sie ausschließlich von Unternehmen abhängt, besitzen Unternehmen großen Einfluss. Wenn sie hundert verschiedene tragende Beziehungen besitzt, ist es schwieriger, dass eine einzige Seite sie beherrscht.

Beim Rechtsleben müsste die Bewegung fast umgekehrt laufen. Dort sollte gerade nicht fachliche oder wirtschaftliche Überlegenheit ausschlaggebend sein. Dort zählt jeder Mensch als Bürger gleich.

Dort müsste man also gerade Macht konzentrieren, allerdings demokratische Macht: Arbeitsrecht, Grundrechte, Eigentumsregeln, Umweltgrenzen, Verbraucherschutz, Wettbewerbsregeln, soziale Mindeststandards.

Das klingt zunächst paradox zur „Entstaatlichung“ des Geisteslebens: An manchen Stellen würde der Staat weniger tun, an anderen müsste die demokratische Rechtsordnung möglicherweise stärker werden. Nicht größer in allem. Aber klarer in dem, wofür sie zuständig ist.

Und beim Wirtschaftsleben wäre der schwierigste Umbau.

Steiner wollte dort nicht einfach staatliche Planung. Er stellte sich eine assoziative Wirtschaft vor, in der Produzenten, Händler und Verbraucher gemeinsam Informationen über Bedarf, Produktionsmöglichkeiten und Preise gewinnen und darauf reagieren. Er beschreibt ausdrücklich, dass solche Assoziationen Bedarf und Produktion aufeinander beziehen sollen, anstatt Entscheidungen ausschließlich einzelnen Marktakteuren oder dem Staat zu überlassen.

Heute könnte man sich darunter nicht einen einzigen riesigen Wirtschaftsrat vorstellen. Eher viele mehrseitige Institutionen: Produzenten, Arbeitnehmer, Verbraucher, Fachleute und gegebenenfalls Vertreter ökologischer Interessen sitzen an bestimmten Stellen gemeinsam am Tisch.

Wir haben davon heute schon Fragmente: Genossenschaften, Tarifpartnerschaften, Branchenvereinbarungen, Produzentenverbände, Verbraucherorganisationen, Mitbestimmung.

Eine moderne Dreigliederung müsste diese Formen allerdings wesentlich weiterdenken.

Der Markt würde nicht verschwinden. Preise würden nicht verschwinden. Unternehmerische Initiative würde nicht verschwinden. Aber neben den Markt träte stärker die bewusste Koordination aufgrund erkannter Bedürfnisse und Folgen.

Das wäre genau der Punkt, an dem sich unsere vorherige Diskussion wieder einschaltet: Nicht erst produzieren und hinterher feststellen, was die Folgen waren. Sondern zunächst genauer hinsehen: Was wird eigentlich gebraucht? Welche Ressourcen werden benötigt? Was sind die Folgen? Welche Interessen gibt es? Wer trägt die Kosten? Wer erhält den Nutzen?

Das ist beinahe *audiatur et altera pars* in wirtschaftlicher Gestalt.

Und jetzt kommt für mich der schwierigste Übergangspunkt: Eigentum und Kapital.

Denn solange Kapitalbesitz nicht nur wirtschaftliche Verfügung ermöglicht, sondern dauerhaft gesellschaftliche Macht akkumuliert, würde sich die heutige Dominanz immer wieder herstellen.

Hier müsste man sehr differenziert werden. Man könnte Kapital weiterhin zur unternehmerischen Initiative benötigen, gleichzeitig aber Wege entwickeln, bei denen Verfügung über Produktionsmittel stärker an Funktion und Verantwortung gebunden wird und weniger an ein unbegrenztes, dauerhaftes persönliches Herrschaftsrecht.

Steiner selbst versuchte genau an dieser Stelle, Eigentum nicht schlicht abzuschaffen, sondern die Verfügung über Produktionsmittel funktional zu denken: Wer Fähigkeiten besitzt und eine Aufgabe erfüllen kann, soll Mittel nutzen können; diese Verfügung sollte aber nicht notwendig als unbegrenztes privates Verfügungsrecht über Generationen bestehen bleiben.

Das gehört zu den radikaleren und zugleich institutionell schwierigsten Teilen seines Modells.

Man müsste heute also sehr sorgfältig fragen, welche modernen Rechtsformen solche Gedanken tragen könnten: Stiftungsunternehmen, Genossenschaften, treuhänderische Eigentumsformen, Mitarbeiterbeteiligungen und andere Modelle wären mögliche Untersuchungsfelder. Nicht weil eines davon bereits „die Dreigliederung“ wäre, sondern weil sie teilweise versuchen, Kapitalfunktion von persönlicher Machtakkumulation zu trennen.

Und jetzt kommen wir zu deiner eigentlichen Frage: Wie beginnt man damit, wenn alles bereits verflochten ist?

Ich glaube, nicht durch einen revolutionären Schnitt.

Der könnte ausgerechnet das Gegenteil erzeugen: Um ein neues System schnell einzuführen, müsste man enorme politische Macht konzentrieren – und hätte damit bereits eines der Grundprinzipien verletzt.

Eine Dreigliederung, die durch einen zentralen Staat vollständig verordnet würde, hätte etwas innerlich Widersprüchliches.

Plausibler wäre eine evolutionäre Differenzierung.

Man beginnt dort, wo Menschen bereits andere Organisationsformen schaffen können. Eine Schule wird stärker selbstverwaltet. Ein Unternehmen geht in eine andere Eigentumsstruktur über. Eine Region entwickelt echte Produzenten-Verbraucher-Assoziationen. Eine Universität schützt ihre inhaltliche Autonomie anders. Kulturelle Einrichtungen entwickeln pluralere Finanzierungsmodelle. Demokratische Institutionen begrenzen wirtschaftlichen Einfluss auf politische Entscheidungen.

Und anschließend schaut man: Funktioniert es?

Das ist wichtig. Man müsste die Dreigliederung nämlich genauso behandeln, wie wir vorhin dein Bild behandelt haben: nicht das theoretische Prinzip illustrieren, sondern sehen, was die Wirklichkeit damit macht.

Wenn etwas nicht funktioniert, wird abgeschliffen.

Das wäre sogar ausgesprochen konsequent.

Und vielleicht wäre genau darin ein Unterschied zu vielen politischen Großentwürfen des 20. Jahrhunderts: Nicht erst eine vollständige Theorie und dann die Wirklichkeit dieser Theorie unterwerfen. Sondern: Prinzip – Versuch – Beobachtung – Korrektur – nächster Versuch.

Damit würde die soziale Dreigliederung selbst zu einem lernenden gesellschaftlichen Prozess.

Und ich glaube, darin steckt auch eine Antwort auf deine Bemerkung über Denken, Fühlen und Wollen. Ohne die anthroposophische Menschenkunde hier einfach als empirisch bewiesene Theorie vorauszusetzen, ist die strukturelle Analogie interessant: Eigenständigkeit bedeutet nicht Isolation. Gerade ein differenziertes Ganzes kann intensiver zusammenwirken als ein undifferenziertes. Das würde auch gesellschaftlich bedeuten: Nicht alles muss in einer Zentrale zusammenlaufen, um eine Einheit zu bilden. Vielleicht entsteht eine lebendigere Einheit gerade dadurch, dass das Verschiedene verschieden bleiben darf und trotzdem Beziehungen eingeht.

Das ist übrigens nahezu dieselbe Struktur wie bei deinen Verhältnissen & Verflechtungen: Die einzelnen Elemente verlieren ihre Eigenheit nicht, weil sie miteinander verbunden sind. Erst wenn ein Element die anderen verschluckt, kippt Verflechtung in Dominanz.

Und daraus würde ich für einen heutigen Versuch der Dreigliederung einen einzigen Übergangssatz machen: Nicht zunächst die bestehenden Verflechtungen zerstören, sondern überall dort die

Eigenständigkeit der Glieder stärken, wo Verflechtung in Abhängigkeit und Dominanz umgeschlagen ist.

Das wäre langsam. Vielleicht über Generationen.

Aber gerade nach allem, worüber wir seit gestern gesprochen haben, wäre es beinahe widersinnig, ausgerechnet die Entschleunigung der Gesellschaft mit einem beschleunigten Totalumbau der Gesellschaft erzwingen zu wollen.

Quellenhinweise aus dem ursprünglichen Gespräch: Rudolf Steiner Archive zur sozialen Dreigliederung und assoziativen Wirtschaft, insbesondere GA 23, GA 24 und GA 80c.

*Länger:* Auch ich meine, dass das ein langsamer Prozess von innen heraus sein muss. Du hast es witzig formuliert: die Entschleunigung der Gesellschaft durch einen beschleunigten Totalumbau erzwingen zu wollen – oder ein politisches System mit starker Macht zu errichten und dann zu glauben, es sei kein dominantes.

Vielen Dank für dieses Gespräch. Ich muss jetzt gleich rüber ins Atelier. Dort will ich schauen, ob sich die Arbeiten „Verhältnisse und Verflechtungen“ auch unter dem Aspekt der Dominanz betrachten lassen: Wann beginnt ein einzelnes Element, in diesen Verhältnissen und Verflechtungen dominant zu werden? Das wäre doch ein schönes Malereithema.

*ChatGPT:* Ja, das ist tatsächlich ein sehr gutes Malereithema – und es liegt fast schon innerhalb deiner Bildlogik „Verhältnisse & Verflechtungen“, ohne dass man gleich eine neue Kategorie erfinden müsste.

Denn Dominanz wäre dort kein äußerlich aufgesetztes Thema, sondern eine mögliche Qualität des Verhältnisses: Wann bleibt ein Element Teil eines Gefüges? Wann beginnt es, die anderen zu ordnen? Wann zieht es Aufmerksamkeit, Raum, Farbe, Gewicht oder Bedeutung so stark an sich, dass aus Verflechtung Hierarchie wird? Und wann ist Dominanz vielleicht sogar nötig, damit überhaupt Spannung entsteht?

Das ist malerisch sehr ergiebig, weil Dominanz auf vielen Ebenen auftauchen kann: durch Größe, Kontrast, Position, Farbintensität, Kontur, Überlagerung, Leere, Wiederholung oder auch durch eine Figur, die plötzlich das ganze Bild semantisch an sich zieht.

Interessant wäre dabei gerade, nicht jede Dominanz als negativ zu behandeln. Ein Bild braucht oft ein Kraftzentrum. Die spannendere Frage wäre eher: Wann trägt Dominanz das Verhältnis – und wann zerstört sie es?

Das ließe sich sehr schön mit unserer gesellschaftlichen Diskussion spiegeln, ohne dass das Bild zur Illustration davon werden müsste.

Und vielleicht ist genau das heute ein guter Ateliersatz für dich: Verflechtung ist nicht das Gegenteil von Dominanz. Die Frage ist, wann Beziehung in Beherrschung kippt.

Autorenschaft dieses Blattes

*Länger und ChatGPT-5.6 – das Gespräch*

*ChatGPT – leichtes Lektorat der Länger-Beiträge*

*ChatGPT – Verzeichnis der Gedankengänge*

*Fable – Längers Beiträge in Schriftform*

*ChatGPTs Beiträge im Wortlaut*

*Oktober 2026*